23/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

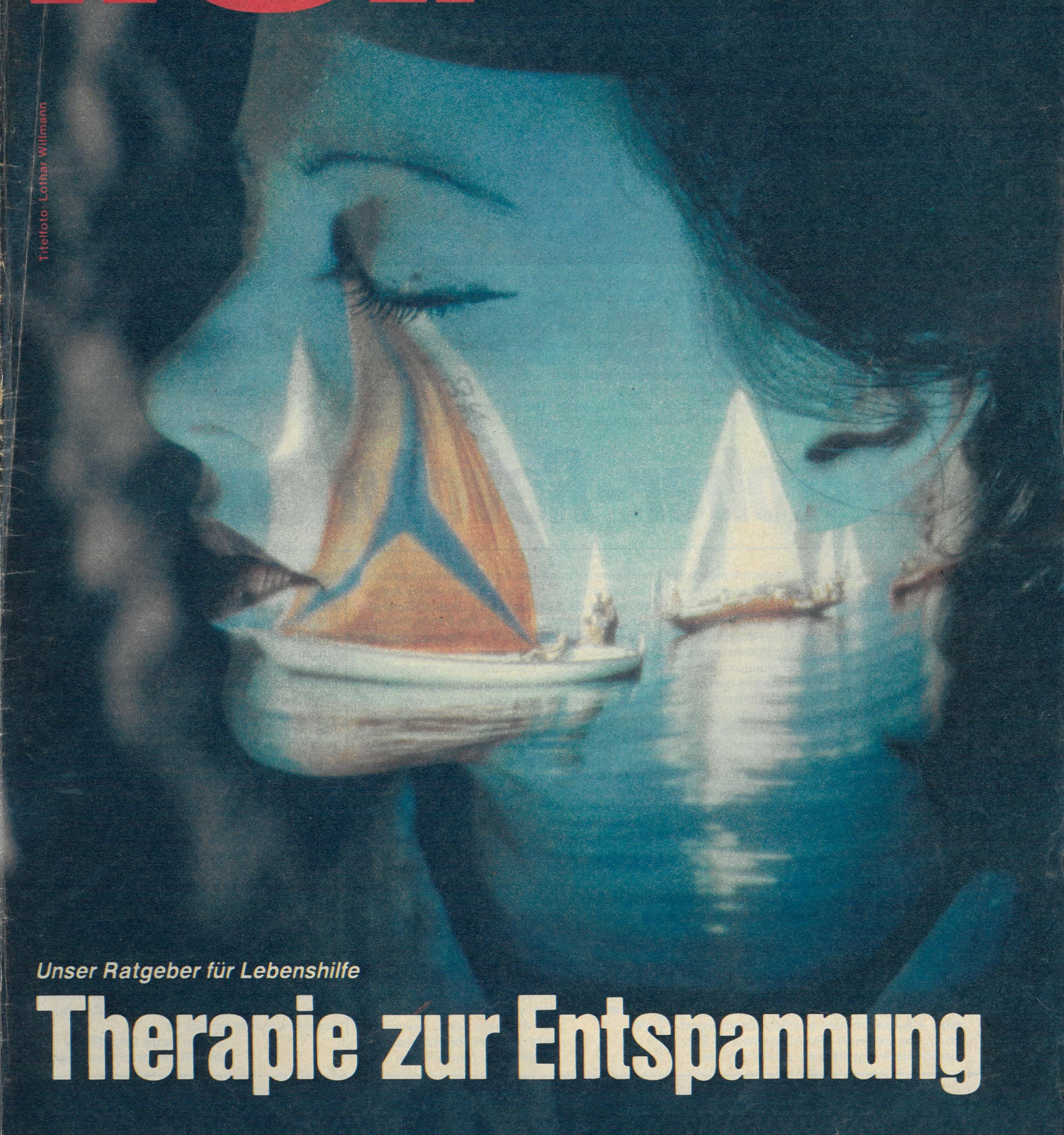
FREIE Welt

Goldfinger an der Lena

FW-Reporter im russischen Klondike

Perestroika im Wort

Über Literatur: Höpcke, Pristawkin, Kant



Titelfoto: Lothar Willmann

Unser Ratgeber für Lebenshilfe

Therapie zur Entspannung

FREIE WELT sprach mit Günter Schabowski, Mitglied des Politbüros des ZK der SED

Frage: Wie soll es weitergehen mit der deutsch-sowjetischen Freundschaft?

Antwort: Weitergehen ist eigentlich nicht das zutreffende Wort. So konnte es ja in dieser wichtigen Frage nicht mehr weitergehen. In eurer Zeitschrift ist das ja auch zu spüren gewesen. Ihr wurdet in eine Lage gebracht, wo ihr viele faszinierende Elemente des Lebens in der Sowjetunion, die sich mit dem Begriff Perestroika und Glasnost verbinden, in Wort und Bild aus eurer Zeitschrift heraushalten mußtet. Die Arbeit der Freundschaftsgesellschaft wurde auf Nebengeleise abgedrängt. Über alles durfte man reden und schreiben, wenn es nur nicht mit dem Thema Umgestaltung zu tun hatte.
Daß eure Zeitschrift lesenswert geblieben ist, bezeugt, wieviel Interessantes das riesenhafte erste Land des Sozialismus zu bieten hat, auch wenn man thematisch noch soviel davon herausschnippelte. Nicht zuletzt spricht es für die Qualität eurer journalistischen Arbeit, die davon bestimmt war, das Beste aus der Sache zu machen. Wir machen also nicht einfach weiter, sondern jetzt geht es erst richtig los mit der Freundschaft. Denn nun sind ja der früher soviel zitierten Herzenssache keine Beschränkungen mehr auferlegt. Leistungen, Erfahrungen, Probleme und Überlegungen unserer sowjetischen Freunde sind wichtig für unsere Erneuerung. Deshalb war es gut und notwendig, daß die erste Auslandsreise von Egon Krenz nach Moskau geführt

hat. In Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur, überhaupt im Alltag, wird das durchschlagen.
Nach der 9. Tagung des ZK ist der „Sputnik" wieder ein wohlgelittener Wegbegleiter. Er vermittelt viele Anregungen, setzt aber auch Maßstäbe für eine breitgefächerte Information über das erste Land des Sozialismus. Dieses Primat hat die Sowjetunion erneuert, indem sie daranging, eine neue Vision des Sozialismus zu verwirklichen. Mit historischer Verspätung sind auch wir jetzt im Begriff, das zu tun.
Daß die journalistische Arbeit jetzt mehr Freude macht, merken wohl nicht nur die Redakteure der FREIEN WELT. Das gilt ebenso für die Korrespondenten unserer Tageszeitungen, des Rundfunks und des Fernsehens, die sich in den letzten Jahren schier erdrückt sahen zwischen dem breiten Strom an Informationen und Tatsachen, den die Sowjetunion bietet, und dem spärlichen Rinnsal, das daraus in den Medien der DDR wurde. Wir warten auf ihre Berichte.

Frage: Welchen Wert haben Freundschaft, Zusammenarbeit und Erfahrungsaustausch mit der Sowjetunion, mit der KPdSU im Aktionsprogramm der SED zur Erneuerung des Sozialismus?

Antwort: Sie sind von existentieller Bedeutung für unser Land. Das Aktionsprogramm der SED, dieser erste umfassende Katalog der Erneuerung, wäre nicht denkbar ohne die grundlegenden Erfahrungen, die uns die sowjetische Umgestaltung vermittelt. Immer deutlicher zeigt sich, daß die sozialistischen Länder bei der Erneuerung ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse gleiche oder ähnliche Probleme zu lösen haben. Die Sowjetunion ist der größte, der Hauptverbündete der DDR. Von ihr und vom Schicksal der dortigen Umgestaltung hängen sowohl der Fortschritt unseres Landes als auch das Gedeihen des Sozialismus in der ganzen Welt ab, wobei wir freilich die in der DDR entstandenen Probleme entsprechend unseren Bedingungen in eigener Verantwortung zu lösen haben.
In diesem Sinne hat das uns geläufige Motto „Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen" heute einen neuen Sinn bekommen.

Oktober-Revolution '89

Was bedeutet heute für mich deutsch-sowjetische Freundschaft? Eigentlich alles – denn vom Funktionieren dieses Bündnisses hängt mehr denn je unsere weitere Entwicklung ab. Deshalb müssen wir den revolutionären Prozeß der Perestroika gründlich studieren, aus dem Erreichten lernen und auch davon, was unseren Freunden nicht gelingt. Gerade jetzt, wo wir schnellstens die tiefe Krise in unserem Land überwinden müssen. Natürlich werde ich als Leiter mit Riesenproblemen konfrontiert: die Eigenerwirtschaftung der Mittel, die künftige Fondsbildung, die Stimulierung der Besten, die allergische Frage der Subventionen… Ehrlichkeit – ein wichtiges Wort, auch für eine realistische und differenzierte Sicht auf die Sowjetunion durch unsere Freundschaftsgesellschaft und die FREIE WELT. Tabus darf es nicht mehr geben und keinerlei Zahlenhascherei. Freundschaft kann nur wirksam werden, wenn sie durch die Menschen getragen wird.

Dr. Norbert Voigt, Direktor des Backwarenkombinats Bernau, Vorsitzender des DSF-Kreisvorstandes

In unserem Verhältnis zur Sowjetunion ist vieles verschüttet, was freigelegt werden muß. Vor allem sollten wir uns dafür interessieren, was auf dem Gebiet der Gesellschaftswissenschaften in der Sowjetunion passiert. Wir müssen nachdenken über globale Probleme, das Verhältnis Sowjetunion–Amerika, darüber, was Sozialismus eigentlich ist. Das sollten wir gemeinsam machen. Der Sozialismus ist eigentlich nur ein Rohbau, was muß getan werden, um ihn pluralistisch, menschlich zu machen… Hier sehe ich ein weites Aufgabenfeld für die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Auch für ihre Publikationen.

Prof. Dr. sc. Manfred Bogisch, Historiker, Mitglied des LDPD-Zentralvorstandes

Daß nach Jahren Russischunterricht so wenig Leute die Sprache sprechen, zeigt: Es gibt inhaltliche Vorbehalte gegen das, was deutsch-sowjetische Freundschaft genannt wurde. Formalismus hat diese Verbindung in Mißkredit gebracht. Aber eine Verbundenheit zur Sowjetunion ist da, weil ganz einfach eine Verbundenheit mit dem Demokratisierungsprozeß dort besteht. Ich denke, man kann nicht nur wohlwollender Beobachter sein. Und wir haben schon lange diskutiert, daß in der DDR ähnliches passieren muß wie in der UdSSR. Obwohl sich das Forum keinen Gorbi wünscht, der die Umgestaltung von oben lenkt. Veränderungen müssen von unten getragen werden. Zu Beginn orientierten wir uns wie die früheren „unabhängigen Friedensgruppen" auch an den progressiven Bewegungen im Westen. Bei gemeinsamer Tradition und Sprache liegt das nahe. Doch wir suchen eine Zusammenarbeit mit den Bewegungen im gesamten Osten, die eine Veränderung mit demokratischen Mitteln anstreben. Trotz mitunter anderen Partei- und Sozialismusauffassungen.

Dr. Eberhard Seidel, Internist im Krankenhaus Friedrichshain, Mitglied des Neuen Forum

Mit dem Besuch von Egon Krenz in der Sowjetunion kann nun eine neue Etappe der Zusammenarbeit unserer Länder begonnen werden. Schließlich gibt es viele Erfahrungen aus dem Verlauf unserer gesellschaftlichen Umgestaltung, die Sie nutzen können: was gut für Ihren neuen Weg sein kann sowie was unbedingt vermieden werden sollte. Und gewiß werden wir bald schon von Ihren Erfahrungen bei der Perestroika profitieren. Die DDR-Journalisten laden wir demnächst ein, um uns mit ihnen über neue Ideen der Berichterstattung aus der Sowjetunion auszutauschen.

Juri Gremizki, Stellvertretender Leiter der Verwaltung für Information im Außenministerium der UdSSR

Man tut der Freundschaft mit der Sowjetunion nichts Gutes, wenn man schönfärbt, von der Wahrheit abweicht. Ich war in diesem Jahr in Stawropol, und ich muß sagen, nur die Sonne dort war schön. Nicht die Geschäfte, die Betriebe. Die Sowjetunion steht vor riesigen Problemen, aber mir imponiert die Ehrlichkeit, mit der man versucht, das Land in Schwung zu bringen. Und dabei müssen wir helfen. Nicht durch Halbheiten, sondern durch Plantreue in der Wirtschaft. Ja, es stimmt, zur Zeit treten viele aus der Gesellschaft aus. Aber das ist für mich kein Beweis, daß die Freundschaft Schaden genommen hat. Wer nachdenkt, kommt zu dem Schluß, daß eine DDR ohne Sowjetunion nicht möglich ist.

Jürgen Karge, Brigadeleiter im VEB Berliner Bremsenwerk

Auf die Idee wäre vor einigen Wochen noch niemand gekommen: Losungen zu sammeln wie Kunst. Der Gedanke wurde am 4. November in Berlin geboren. Spontan und angesichts der Sprüche, die viele vor sich hertrugen. Bittere Wahrheiten, ehrliche Meinungen, politischer Mutterwitz, die Klugheit des Volkes. Frische Gedanken braucht das Land, ein neues Denken, Reisemöglichkeiten für jedermann haben wir schon. Und eine neue Sprache brauchen wir. Denn die alte ist krank, Zeitungsdeutsch, Parteichinesisch, ein hoffnungsloser Fall. Nicht nur einzelne Worte sind erkrankt, ganze Sätze, Referate, Bücher, die Diagnose lautet: leeres Geschwätz. Stehen wir vor einem Scherbenhaufen? Welchen Sinn haben sie noch, die Worte Sozialismus, Arbeiter- und Bauernmacht, kommunistische Ehre? Die Heuchelei war zu groß, zu tief ist der Fall des Wortes Ehrlichkeit.

Verschont geblieben auch nicht das Wort Freundschaft!

Degradiert zur knochenlosen Weisheit, gepredigt von der Kanzel des alten Politbüros herab. Im Besitz der „ewigen Wahrheit" zensierten sie nicht nur uns, sondern auch die Sowjetunion. Sie bestimmten, was richtig war und falsch, was gut und böse. Erstmals in der Geschichte der DDR fehlte die Freundschaft zur Sowjetunion bei den verordneten Losungen zum 1. Mai. Hut ab vor den alten Männern, da waren sie doch wenigstens ehrlich gewesen.

Aber Ironie ist fehl am Platze, es geht um ernste Beträge. Viele Gemeinsamkeiten verbinden unsere Länder. Die Volkswirtschaften sind miteinander verknüpft, unsere Geschichte, unsere Revolutionen. Hat Erdöl aus der Sowjetunion etwas mit Freundschaft zu tun? Wohl kaum. Und auch ein Lada nicht und keine Zellulose. All diese tausend Fäden aber, das Erdöl und die Revolution, der Maschinenbau und die Kultur verbinden sich zu einem Punkt. Zu der schlichten Wahrheit: Wenn die Perestroika in der Sowjetunion scheitert, ist auch der Sozialismus in der DDR tot.

Seit vier Jahren führt die Kommunistische Partei der Sowjetunion einen Titanenkampf. Er richtet sich gegen die Bürokratie und Arroganz in den eigenen Reihen, für eine funktionierende Wirtschaft, für Demokratie, für Zivilcourage. Nur die Wahrheit kann den Graben zuschütten, den Stalin und Breshnew, den Schönfärberei und Arroganz geöffnet haben. Die Probleme bei uns sind nicht anders.

Von der Sowjetunion lernen heißt siegen lernen. Als diese Losung durch Glasnost und Perestroika neues Leben bekam, wurde sie verboten. Und doch lebte sie in uns, wurde benutzt und gebraucht. Immer stärker wurden die Zeichen, daß etwas passieren wird, wenn nichts passiert.

Nun ist es geschehen! Wir haben unsere Oktober-Revolution '89. Mit ihr kehren wir wieder zurück zur Freundschaft mit der Sowjetunion. Einzig darin liegt unsere Chance. Nur wer diese Dialektik begreift, gehört an die Spitze unseres Volkes.

Bernd Siegmund

Fotos: Volkmar Billeb, Uwe Völkner

Das kanadische Klondike, ein kurzes, aber berühmtes Leben. Zehn Jahre nur dauerte der Goldrausch, dann wurden die Toten gezählt. Und die wenigen Reichen. Ungezählt: das Heer der Armen. Das „russische Klondike“ aber lebt.

Ein Beitrag von Bernd Siegmund (Text) und Volker Hohlfeld (Fotos)

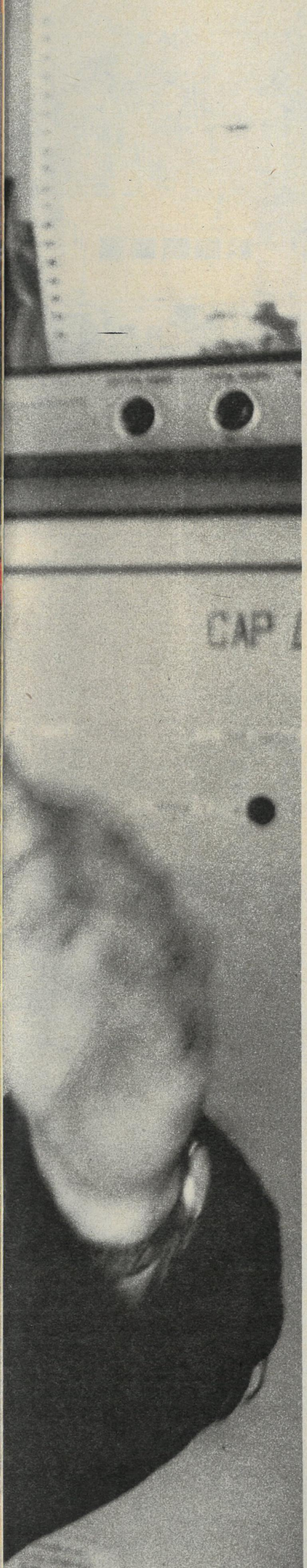
GOLD

Seit nunmehr 140 Jahren.
Noch ist kein Ende abzusehen. Mit riesigen Schwimmbaggern schaufelt man
das Gold. – Bis vor wenigen Jahren ein großes Tabu,
besuchte FREIE WELT in diesem Sommer die Goldfelder am Witim und an der Lena.

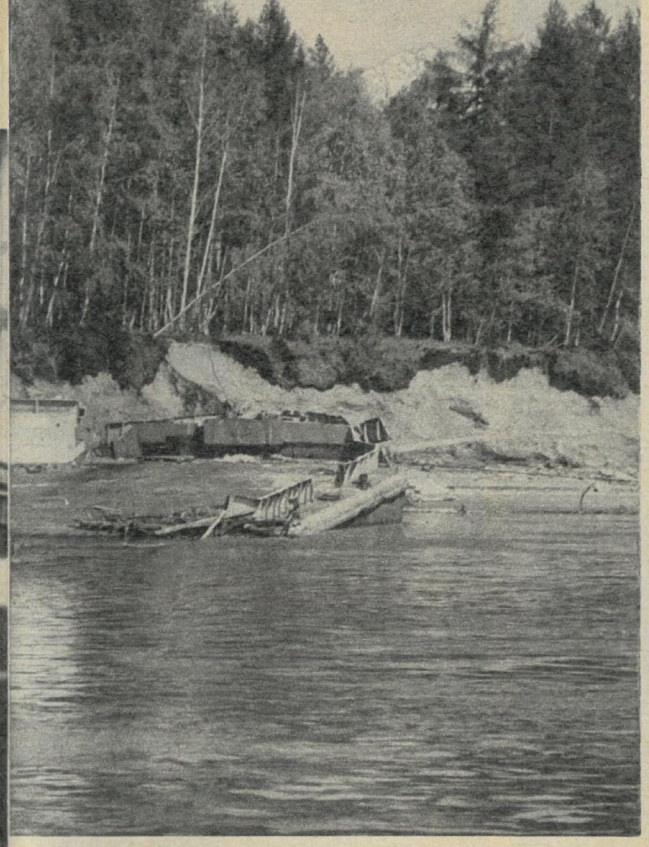
LAND,

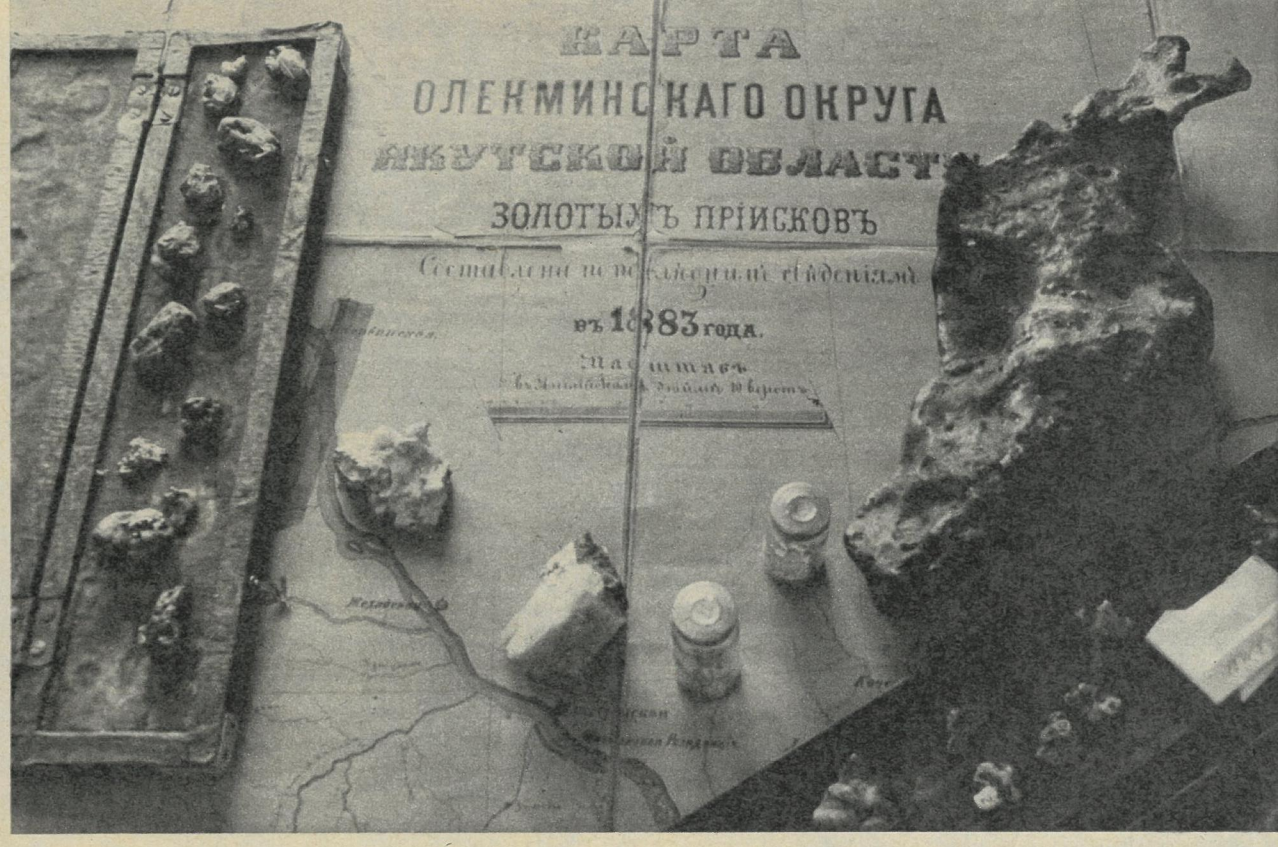
GOLDLAND

Streng bewacht: In Bodaibo wurden in der Vergangenheit Goldklumpen von sieben, neun, zehn, zwölf und 19 Kilogramm gefunden. Das größte Nugget wog 78 Gramm. Chefingenieur Viktor Polinkin: „Das Geld von Alaska ist der Kopf des ‚Goldenen Kalbs'. Seine Beine sind das Transbaikalgebiet, der fette, dicke Leib ist die Kolyma. Und wir hier sind der Schwanz dieses edlen Tieres."



ПОСТОРОННИМ
ВХОД
СТРОГО
ЗАПРЕЩЕН!



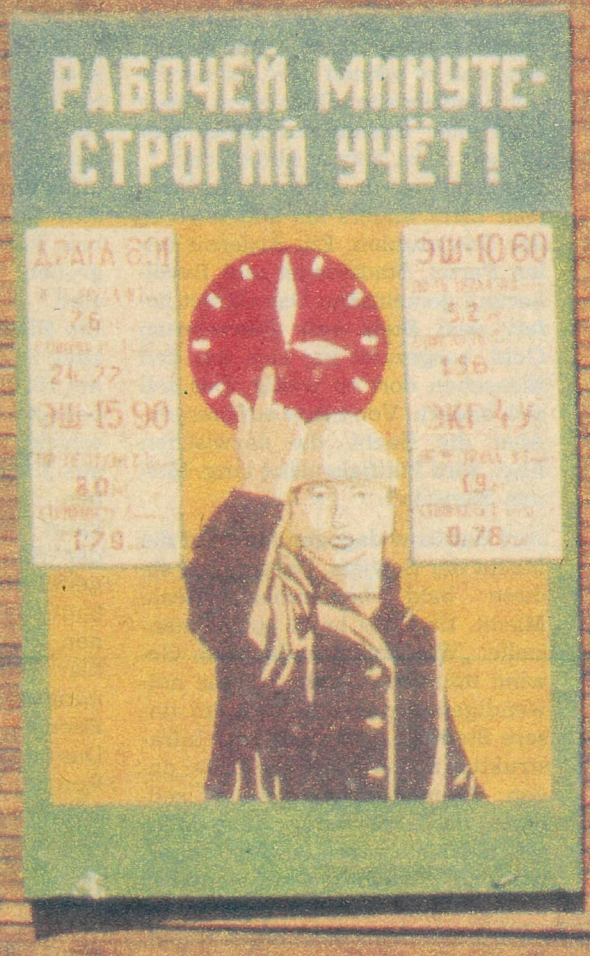


GOLDLAND

Wächter des Wassers: Die Flüsse hier führen alles. Fische wie den Harius, den Linok oder Nalim, ertrunkene Lastkähne und natürlich Gold. Die staatliche Baikalsker Fischinspektion, Standort Bodaibo, kontrolliert die Qualität des Wassers. Umweltsünder werden empfindlich abkassiert. In den letzten beiden Jahren waren keine Vorkommnisse, sagt man uns. Und was war davor?

GOLDLAND

Losung in den Straßen von Bodaibo: „Keine Arbeitsminute vergeuden". Das ist ganz im Sinne Lenins, der 1921 schrieb: „Wenn wir dereinst im Weltmaßstab gesiegt haben, dann werden wir, glaube ich, in den Straßen einiger der größten Städte der Welt öffentliche Bedürfnisanstalten aus Gold bauen. Einstweilen aber muß man in der RSFSR mit dem Gold sparsam umgehen, muß es möglichst teuer verkaufen und möglichst billig dafür Waren einkaufen."



Bodaibo – die kleine Stadt mit ihren 22 000 Einwohnern ist das Zentrum der Goldfelder im Osten Sibiriens. Hier hat die Hauptverwaltung von „Lensoloto", Lenagold, ihren Sitz. Und das Parteikomitee, die Gewerkschaft, der Komsomol. Es geht betulich zu im administrativen Zentrum des Goldes, ruhiges Provinzleben fließt durch die Adern der Stadt. Pumpt früh die Angestellten zum Schreibtisch, und abends pumpt es sie wieder zurück. In der Zeit dazwischen füllen sie Formulare aus, stempeln Papiere, gehen einkaufen, erarbeiten Zielvorgaben, diskutieren Pläne, genehmigen, lehnen ab, auch die Tagesuhr eines Angestellten zieht den Jahrhundertweg.
Das Abenteuer, so scheint es, hat Bodaibo längst verlassen. Die Stadt, 1863 gegründet, blickt auf wilde Zeiten zurück. Aus ganz Rußland kamen die Glückssucher, dem ewigen Gesetz der Fata Morgana folgend. Bauern und geflohene Zwangsarbeiter, freie Kosaken, entlaufene Soldaten, kleine und große Unternehmer… Sie alle trugen das Kainszeichen Gold auf der Stirn. Jawohl, es gab Mord und Totschlag nicht anders als am Klondike, Wodka und leichte Mädchen, Sieger und Verlierer.
Über hundert Jahre ist das her. Das Abenteuer hat Bodaibo längst verlassen. An seine Stelle ist der Plan getreten. Ein Abenteuer der zweiten Art.

Die Gemüse-Mützen von Bodaibo

Seit Jahrzehnten war die Stadt und das Gebiet für Ausländer gesperrt. Niemand sollte wissen, was sowieso alle wußten: Hier wird nach Gold geschürft. Die ersten Journalisten also sind wir, die ersten ausländischen in der Stadt. Und entsprechend groß war der Empfang.
Am dritten Tag unserer Reise erst ist der freundliche „Rattenschwanz" an örtlichen Begleitern abgebröckelt, wir sind auf Arbeitsmaß zusammengeschrumpft.
Auch die Zeit der Überblicksreden ist vorbei. Nun sehen wir den Teufel. Und der steckt im Detail.
Die Stadt hat wenig Industrie. Ein Holzkombinat, eine Backwarenfabrik, die Bierbrauerei, den Flußhafen am Witim, 500 000 Tonnen Güter jährlich werden hier umgeschlagen. Sie kommen aus Ust-Kut an der Lena. Bodaibo ist wetterabhängig. Ständig wechselnde, kräftige Winde, plötzlich hereinbrechende Nebelschwaden, die Taiga spart mit Überraschungen nicht. So ist der Flugverkehr eine sensible Größe, der Fußhafen bringt Stabilität in die Stadt.
Mit Sehnsucht wartet man auf die Straße zur BAM. Die Schneise durch die Taiga ist schon geschlagen, 360 Kilometer bis Taksimo. Eine Brücke ist nötig über den Witim, eine große, massive, 200 Meter lang muß sie sein. Und so mancher in Bodaibo witzelt: Hoffentlich wächst bis dahin die Schneise nicht wieder zu. „Die Verbindung zur BAM", sagt Juri Iljitsch Butakow, der 1. Sekretär der Stadtparteileitung, „ist so etwas wie die zweite Geburt unserer Stadt. Wir hoffen alle, daß es schnell geht. Leider ist die landesweite Diskussion über Sinn oder Unsinn der BAM dem Projekt nicht gerade förderlich."
Die Probleme im goldenen Bodaibo sind nicht anders als anderswo in der Sowjetunion. Ein Ärgernis teilen Partei, Stadtsowjet und Bevölkerung gemeinsam: Das Gebiet liefert dem Staat seit Jahrzehnten Gold, ausgezahlt hat sich das den Menschen dort zu wenig. Das soll sich ändern. Von heute auf morgen. Aber die Nacht, die dazwischen liegt, wird Fünfjahrpläne lang. Meinen Skeptiker.

Juri Butakow dagegen hofft auf die Macht der Sowjets. Darauf, daß sie diese bald bekommen. Reale Macht. Und das heißt auch: finanzielle. „Wir wollen endlich am Gewinn teilhaben", sagt er. „Die notwendigen Fonds erhalten, um unsere Stadt zu entwickeln, die Infrastruktur. Sonst laufen die Leute davon. Aber Sibirien braucht seßhafte, der Erde verbundene Menschen. Nichts gegen Saisonarbeiter, wir sind angewiesen auf sie. Aber in der Regel haben sie nicht viel mehr im Sinn als den langen Rubel. Ökologische Probleme interessieren sie ebensowenig wie kulturelle."
Die „Langen-Rubel"-Arbeiter auf den Goldfeldern an der Lena bilden eine verschworene Kaste. Es gibt ein geflügeltes Wort unter ihnen, ich habe es selbst gehört: Was sind wir doch für arme Kerle, so stöhnen sie. Im Sommer haben wir keine Weiber, im Winter kein Geld. Und gemeint ist: Vom Mai bis in den Oktober hinein schuften sie auf den Goldfeldern. Rackern Tag und Nacht. Ohne Frauen leben sie, ohne Schnaps, ohne den geringsten Komfort. Nur der schnöde Mammon zählt. Dann fahren sie zurück in die Heimat, die Taschen voller Geld. Kaum angekommen, fallen die Frauen über sie her. Und ziehen sie aus bis aufs letzte Hemd. Gretchens Seufzer aus Goethes „Faust" könnte ihr Motto sein: „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles. Ach, wir Armen!"

Dringende Probleme harren der Lösung in Bodaibo. Kindergartenplätze, Kinderkrippen, Schulen, Bildungsstätten, das Kulturangebot tendiert gegen Null. Die Menschen verdienen ordentliches Geld. Doch was können sie dafür kaufen? Die Lage an der Fleisch- und Butterfront ist besser als in Städten vergleichbarer Größe, doch was heißt schon besser? Alles ist relativ. Zucker gibt es frei zu kaufen. Die Selbsthilfe der Bevölkerung in Sachen Grünzeug ist eindrucksvoll. Noch nie in meinem Leben habe ich so viele improvisierte Gewächshäuser gesehen. Nicht zu ebener Erde, als Gemüse-Mützen sitzen sie auf den Dächern der Flachbauten der Stadt. Das ist sinnvoll und sympathisch zugleich. Mehr als nur Liebe zu frischen Zwiebeln vermute ich dahinter, auch die Sehnsucht der Menschen nach Wärme und Licht. Die Sommer am Witim sind kurz und heftig, die Winter dagegen bitterkalt und lang.
„Das größte Problem aber", sagt Juri Butakow, „ist der Wohnungsbau. Ich bin froh, daß wir da einen großen Schritt vorangekommen sind."
Ein Plattenwerk ist im Bau. Kapazität: 50 000 m² im Jahr. Umgerechnet 1000 Wohnungen. 270 neue Arbeitsplätze für Bodaibo, Dreischichtsystem, das Projekt stammt aus Kiew, den Maschinenpark haben die Finnen gebaut. Endlich kann die alte Ziegelei am Rande der Stadt in Rente gehen. Eine neue wird von den Chinesen gebaut. Jahresproduktion: 25 Millionen Ziegel. Für Juri Butakow ist klar: „Nun können wir das Wohnungsproblem bis zum Jahre 2000 lösen."
Das ist die eine Seite der Medaille. Von der anderen erzählen Umweltschützer. „Viel zu viel Wald wurde abgeholzt, um Baufreiheit zu schaffen. Es ist ein Verbrechen an der Natur", klagen sie. „Und 185 Wohnungen mußten geräumt werden. Man hätte auch einen anderen Platz finden können."
Juri Butakow akzeptiert die Argumente nicht.
„Wie ein Handtuch liegt Bodaibo am Ufer des Witim", entgegnet er. „In die Breite kann nichts wachsen, da steigt das Hochland von Patom empor. Und in die Länge? Da hätten wir noch mehr Taigawald roden müssen. Nein, das wollten wir nicht. Wir sind schließlich auch umweltbewußt."
Was für eine glückliche Zeit ist angebrochen… Hin und her wogt die Diskussion. Lauthals und engagiert. Bis in die Mitte der fünfziger Jahre hinein lag Schweigen über dem Standort, auf dem das Werk für Wohnungen entsteht. Es war ein tiefes, angstvolles Schweigen. Und es trug den Namen Straflager. Die Erinnerungen der Menschen daran werfen noch immer lange, düstere Schatten über die Goldfelder an der Lena und am Witim.

Gold in der Kehle

Ein Jeep trägt uns ins Hochland von Patom. Zwanzig Kilometer hinter der Stadt verliert die Asphaltstraße ihren Belag, der Geländewagen zieht eine lange Staubfahne hinter sich her. Höher, immer höher geht es hinauf. Es ist merklich kühler geworden. Links fällt die Straße steil ab. Ein ehemaliges Flußbett. Geröllhalden, von Wasser keine Spur. Tote, steinerne Augen blikken uns an. Selbst Tränen haben sie nicht mehr.
Chefingenieur Viktor Polinkin sitzt mit uns im Wagen. Ich frage ihn, ob man jemals wieder diesen Fluß zum Leben erwecken kann. „Nein", sagt er, „er ist schon über fünfzig Jahre tot, die Zerstörung ist total. Das ist die Erblast, die wir zu tragen haben. Hunderte von Flußarmen sehen so aus. Jahrzehntelang wurde die Natur ausgebeutet ohne einen Gedanken an sie zu verschwenden. Man wußte es einfach nicht besser."
Heute weiß man es. Ein kompliziertes, ineinandergreifendes System von Wasserumleitung, Arbeits- und Schlammfangbecken sorgt dafür, daß dem Fluß zwar das Gold abgezogen wird, er dennoch sein Lebensrecht behält. „Die Umweltauflagen sind streng", sagt der Chefingenieur. „Zu ihnen gehört, daß wir nach erfolgter Goldsuche die Talsohle des Flußbettes wieder einnehmen, ihr künstlich die Natur zurückgeben. Das verteuert die Goldgewinnung. Aber wir sind es der Umwelt schuldig."

Immer weiter nach Osten führt die Straße, karger wird die Natur. Nur wenige Ortschaften, sie tragen alle den gleichen Vornamen Priisk. Zu gut deutsch Goldgrube. Priisk Draschni, Priisk Kropotkin, Priisk Cholmocho…
In der Nähe der Goldgrube Draschni halten wir. Eine kleine Gruppe von Männern arbeitet auf der Sohle eines Flußbettes. Wir steigen hinunter zu ihnen. Schmutzig-grauer Sand, lockeres Gestein, das Steilufer ist durchlöchert von verschütteten Stollen eines ehemaligen Bergwerkes. Früher wurde im Bodaibo-Tal das Gold hauptsächlich im Tiefbau gewonnen. Jetzt werden die Deckschichten abgetragen, die alten Bergwerke einer zweiten Wäsche unterzogen.
Eine Planierraupe schiebt das Gemenge aus Sand und Stein in die Waschrinne. Mit Wasserkraft werden die großen Steine weggeschleudert, ein Förderband trägt die Erde vorwärts, läßt sie durch feine Löcher rinnen. Schließlich fällt sie auf eine schiefe Ebene, die mit Kokosmatten ausgekleidet ist. Der letzte Spülgang beginnt. In den Fasern der Matten lägern sich – so vorhanden – die schweren Goldpartikelchen ab. Alle anderen Stoffe aber, die ein spezifisch leichteres Gewicht haben, werden fortgeschwemmt.

Mit einem riesigen Schloß sind die reichen Kokosmatten gesichert. Jeden Tag kommt der Goldtransporter, und Sicherheitskräfte klopfen die Matten aus.
Ich bücke mich, nehme etwas Sand in die Hand, lasse ihn durch die Finger rinnen. Da soll Gold drin sein? Einer der Männer, Leonid Schetschow, geht zum Geräteschuppen, kommt mit einer Goldpfanne zurück. „Das gute, alte Stück benutzen wir immer noch", sagt er. Leonid Schetschow ist Spezialist unter den Goldgräbern, der Mann mit dem „besten Riecher". Mit Sach-

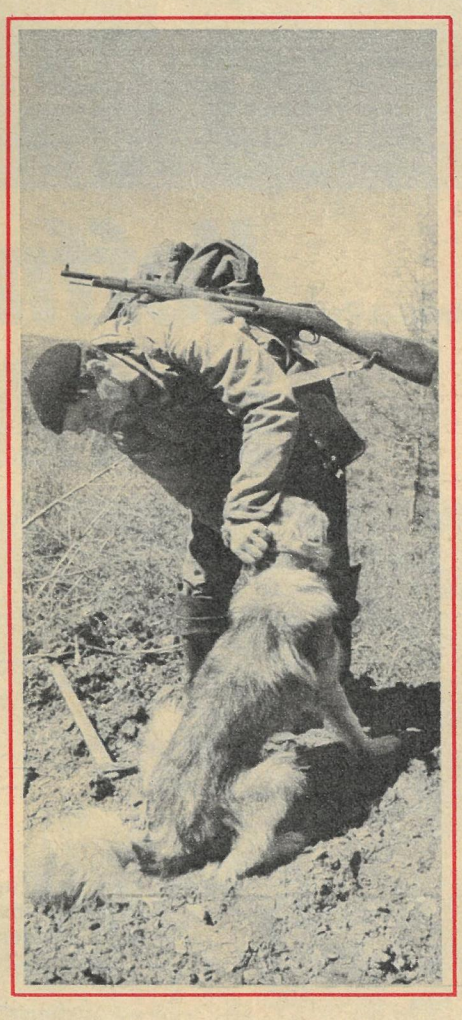
kenntnis und Gespür stellt er fest, wo es sich zu schürfen lohnt.
Leonid kniet tiefer, füllt die Pfanne mit Material, das direkt vor unseren Füßen liegt. Mit gekonntem Dreh beginnt er, den Sand unter ständiger Zugabe von Wasser in der Pfanne zu schwenken. Seine Bewegungen sind rund, geschmeidig. Endlich ist auch das letzte leichtere Material fortgeschwemmt. Und plötzlich... Da!
Es ist nicht zu fassen. Keine Nuggets, aber immerhin... Fünf winzige Goldplättchen liegen auf der Pfanne.
Gold! Au! Kernladungszahl 79. Atommasse 196,9665. Dichte 19,3 g/cm³. Schmelzpunkt 1063 Grad Celsius. Gold! Fünf kleine Plättchen...
Das also ist das Material, aus dem die Träume sind. Und die Morde, die Diebstähle. Kaum zu fassen, was alles im Namen des Goldes geschah. Im Jahre 90 vor unserer Zeitrechnung beispielsweise ließ der Perserkönig Mithridates dem römischen Konsul Aquilius geschmolzenes Gold in die Kehle gießen, um dessen „Durst nach dem Sonnenmetall" zu stillen. Und das Azteken-Reich fiel der Goldgier zum Opfer. Und das Inka-Reich in Peru. Gold ist das Größte. Die höchste Kategorie der umgangssprachlichen Wertvorstellungen: Ein Freund ist treu wie Gold, Handwerk hat goldenen Boden, ein Tip ist Gold wert, gespundete Bretter in der DDR sind kostbarer als Goldstaub...
Direkt vor unseren Augen blitzt es, ein Hauch von Reichtum, fünf Plättchen aus Gold...
Und Leonid bückt sich, füllt die Pfanne mit Wasser, dreht sie hin, dreht sie her, und schüttet das Ganze zurück in die Gegend. „Ach, wir Armen!"

Goldfinger

Die Männer um Leonid Schetschow sind private Goldgräber. Sie arbeiten auf eigenes Risiko, den Bulldozzer haben sie für eine Saison gemietet und auch den Hydromonitor, die Goldwaschanlage. Angeheuert wurden sie von Viktor Polinkin, dem Chefingenieur der Goldgrube Draschni.
„Seit wir Perestroika haben", sagt er, „suchen wir nach neuen Formen, neuen Ideen, um effektiver arbeiten zu können. Wir sind dabei, uns von jahrzehntealten Fesseln zu befreien."
„Was heißt das konkret?"
„Beispielsweise haben wir es endlich geschafft, uns vom Goldtrust ‚Lensoloto' zu lösen. Seit dem 1. Juli sind wir, die Goldgräber von Draschni, eine selbständige juristische Person."
„Welchen Vorteil hat das?"
„Den, daß uns nicht mehr vorgeschrieben wird, was wir zu tun und zu lassen haben. Wir bestimmen unseren Plan selbst, unsere Arbeitsmethoden... Und stehen zu ‚Lensoloto' in Geschäftsbeziehungen. Wie ich hoffe, in guten. Der Gang der Dinge ist jetzt so: Wir verkaufen unser Gold an ‚Lensoloto', und ‚Lensoloto' verkauft es an den Staat."
„Aber sind nicht die Ankaufpreise staatlich festgelegt?"
„Natürlich. Aber bislang haben wir von der Summe, die ‚Lensoloto' erhielt, nicht viel gesehen. Das heißt, der Gewinn wurde nach Gesichtspunkten verteilt, die nicht die unseren waren. So etwas bremst die Arbeitsfreude, jede Motivation. Jetzt verkaufen wir an den Trust zu einem Preis, der unter dem staatlichen liegt. So haben wir Gewinn, und der Trust auch."
„Wie hoch ist der staatliche Aufkaufpreis?"
„Das werde ich nicht sagen."
„Warum nicht?"
„Weil es ein Staatsgeheimnis ist."
„Gut, lassen wir das. Welchen Vorteil bringen die privaten Goldgräber?"
„Sie sind daran interessiert, möglichst viel Gold zu fördern. Und wir sind es auch. Je mehr sie uns liefern, um so höher ist ihr Verdienst. Unsere Interessen stimmen überein."
„Ist das nicht sehr kapitalistisch gedacht? Spielen soziale Fragen überhaupt keine Rolle?"
„Der Eindruck täuscht. Auch wenn sie privat sind, so sind sie doch gewerkschaftlich organisiert, haben festgelegte Rechte und Pflichten. Es gibt sogar eine Parteigruppe unter ihnen. Die Brigade, in der Leonid Schetschow arbeitet, ist 53 Mann stark, sie sind verteilt auf acht Claims. Die Mitglieder der Brigade, die weit entfernt in der Taiga arbeiten, haben ihren eigenen Arzt dabei, ihren Koch. Wir kümmern uns schon um sie."
„Entschuldigen Sie, Viktor, aber eine Frage interessiert mich brennend. Gold ist ein verführerischer Stoff. Haben Sie keine Probleme mit der Kriminalität?"
„Nein! Erstens wird das Gold von den Claims jeden Tag abgeholt, wir haben einen Überblick. Zweitens sind die Behältnisse, in denen sich die Kokosmatten befinden, versiegelt und verschlossen, die Arbeiter bekommen das Gold nie zu Gesicht. Und drittens hat ein Goldgräber zum Gold ein Verhältnis wie der Bauer zum Korn."
„Es gibt also keine Goldfinger in Bodaibo?"
„Nein."
„Aber ich habe von einem schwarzen Markt gehört in den südlichen Republiken. Zu welchem Preis wird das Gramm dort gehandelt?"
„Zu vierzig bis fünfzig Rubel."

Gold pur

Die Sensation kam über Nacht. Und sie schlug wie eine Bombe ein. „Die roten Bankiers", „Sowjetunion im Nobel-Club", die Schlagzeilen im westlichen Blätterwald überschlugen sich. Was war geschehen? Im September vorigen Jahres trat die Sowjetunion einem erlauchten Gremium bei: dem Club der Goldhändler zu London. Dort werden die Goldpreise gemacht. Zweimal täglich beim geheiligten „Fixing". Der Preis wird sofort weitergegeben in die Zentren des Goldhandels nach New York und Zürich, nach Toronto und Singapur. Das Londoner „Fixing" bestimmt die Preisgestaltung auf allen Märkten der Welt.
Ein logischer Schritt, die Sowjetunion ist nach Südafrika der zweitgrößte Goldproduzent der Welt. Und Gold ist eine Macht. Auch zum Wohle der eigenen Wirtschaft. Warum das so ist, erklärt Professor Anikin, Sektorenleiter im Institut für Weltwirtschaft der Akademie der Wissenschaften der UdSSR:
„Bei Gold haben wir, wie die Ökonomen sagen, einen relativen Vorteil. Die Relation unserer Kosten ist gegenüber den Kosten anderer Länder beim Gold günstiger als bei vielen anderen Waren. Daher ist es logisch, daß wir Gold fördern und exportieren. Um so mehr, als der Goldpreis auf dem Weltmarkt relativ hoch ist, zwölf- bis dreizehnmal so hoch wie vor zwanzig Jahren 1988 lag er bei 400 bis 450 Dollar je Unze (31,1 g). Wohl keine Ware ist in dieser Zeitspanne im Preis so sehr gestiegen."
Doch ist Gold das ökonomische Allheilmittel für die Sowjetunion? Professor Anikin sagt ein glattes Nein. „Wir müßten viel mehr Anlagen und industrielle Konsumgüter verkaufen. Das sieht unsere langfristige Exportstrategie auch vor. Aber da andere Exportmittel den Import nicht decken, wird eben Gold verkauft."
Und der Weltmarkt nimmt es auf. Die Hälfte der produzierten Menge dient als Währungsreserve sowie zur Herstellung von Münzen und Medaillen, rund vierzig Prozent benutzt die Schmuckindustrie und die Zahnmedizin. Wissenschaft und Technik verbrauchen zehn Prozent des Edelmetalls. Einsatzgebiete sind die Kernindustrie, die Raumfahrt, die Elektronik. Die Sowjetunion verkauft ihr Gold pur. In sogenannten Vier-Neuner-Blöcken: 999,9. Gold von sehr großer Reinheit also. Wenn man aber bedenkt, daß Länder wie Italien oder Thailand, die selbst kein Gold produzieren, einen beachtlichen Teil ihres Devisenaufkommens durch die Weiterverarbeitung von Gold verdienen, muß man sich fragen, ob der Verkauf von Blöcken wirklich so sinnvoll ist? „Natürlich nicht", meint Professor Anikin, „es ist viel günstiger, Goldschmuck oder Goldmünzen zu exportieren als Gold in ‚reiner' Form. Aber auch da müssen wir erst lernen."



GOLDLAND

Zehn Jahre

Dort, wo das Gold gesammelt und bewacht wird (Foto Seite 7), das Fort Knox der Goldgräbersiedlung also, ist eine schlichte Holzbaracke. Wir geben unsere Pässe ab, die Taschen. Zwei freundliche Herren nehmen uns in die Mitte. Die Tür, vor der wir stehenbleiben, ist mit Stahlblech beschlagen. Wir klopfen an. Ein kleines Fenster öffnet sich, dahinter ein Frauengesicht. Die beiden Herren zeigen ihren Ausweis, und die Tür wird uns aufgetan. Vergitterte Fenster, eine vorsintflutliche Alarmanlage, ein Panzerschrank. Zwei Frauen im weißen Kittel, eine in Uniform. Sie öffnet den Panzerschrank, nimmt eines von mehreren Behältnissen heraus. Es ist alt und zerbeult. Sie öffnet es, schüttet den Inhalt auf eine Blechschaufel, Gold. Acht Kilogramm!
Ich starre das gelbe Metall an. Und versuche es noch einmal. Wieviel kostet so ein Gramm?
Einer der beiden Herren guckt mich lange an. Sehr lange. Dann schüttelt er den Kopf und sagt lakonisch: „Zehn Jahre!"
Der Scherz ist uralt. Aber er bringt immer wieder seine Lacher. Diesmal auf meine Kosten.

● Kurz berichtet

Ein Abkommen über die Gründung des ersten chinesisch-sowjetischen Gemeinschaftsunternehmens in Shanghai wurde kürzlich unterzeichnet. Die Shanghai-Leningrad Company Ltd., ein Joint-Venture-Betrieb, wird auf der Basis gemeinsamen Risikos Lebensmittel, Getränke und andere Produkte herstellen.

Der wirksame, umfassende Kampf gegen Ausschuß stand im Mittelpunkt zahlreicher Konferenzen, Diskussionen und Wettbewerbe anläßlich des Tages der Qualität, der in der gesamten Sowjetunion erstmals am 9. November veranstaltet wurde.

Unweit der ukrainischen Hauptstadt Kiew, in Perejaslaw-Chmelnizki, existiert ein interessantes Museum, wo man detailliert erfahren kann, auf welche Weise und mit welchen Mitteln vor hundert Jahren Brot gebacken wurde.

Tee steht in Vietnam unter den Getränken an erster Stelle. Kein Geschäfts- oder Familientreffen ohne ihn. Der Stand der Teeproduktion deckt heute nicht nur den hohen Eigenbedarf des Landes, sondern Tee gehört wie Kaffee zu den wichtigsten Exportartikeln, vor allem in die Sowjetunion.

Seit mehr als einem Jahrzehnt steigt wieder der Wasserspiegel des Kaspischen Meeres. Diese Tendenz hält mit einem Jahresdurchschnitt von 12 Zentimetern noch an. Nach Prognosen von Experten wird das Ansteigen bis in die Mitte der neunziger Jahre beobachtet werden können.

Die Zahl der Raucher in China erhöht sich pausenlos. Das ist das unerfreuliche Ergebnis einer Untersuchung in zahlreichen Großstädten des Landes. Die Nikotin-Epidemie, so stellten die Mediziner fest, erfaßt bereits 65 Prozent der in den Städten lebenden Männer.

Mit einer Gesamtlänge von rund 100 000 Kilometern verfügt die Sowjetunion über das am stärksten ausgebaute Rohrleitungssystem der Welt. Durch Rohre mit Durchmessern bis zu 1,5 m werden Erdöl, Erdgas, Ammoniak und anderes transportiert.

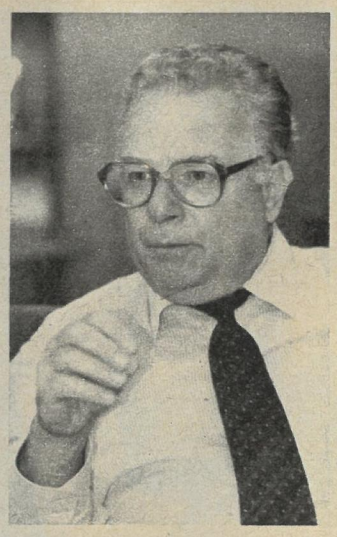
63 Millionen Menschen leben in Vietnam. Ihre Zahl wächst in raschem Tempo. Der Ministerrat billigte Maßnahmen zur Geburtenkontrolle, um durch Drosselung des Bevölkerungszuwachses einen Ausweg aus den wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu finden.

Berlin und Prag:

Hoffnung und Zweifel

Zwei Bilder, im Abstand von 24 Stunden aufgenommen, vom gleichen Fotografen Ulrich Burchert. Er verließ den Alex und fuhr gen Prag. Das eine Bild entstand am 4. November 1989, an einem Tag, der in jeder Hinsicht denkwürdig und bewegend war. Denkwürdig, weil Hunderttausende freiwillig zusammenkamen und wohl erstmals den Zusammenhang von Demonstration und Demokratie nicht nur erlebten, sondern auch lebten. „Volk" steckt in beiden Worten. Und so hieß es auch „Wir sind das Volk!" Bewegend, weil Hunderttausende sich einig waren, das Ruder gehöre in die besten Hände, doch der Kurs müsse Sozialismus heißen. Es ist hier nicht der Ort zu rechten, ob alle lauten und sichtbaren Bekenntnisse dem kulturvollen Streit gerecht wurden – wir müssen ihn erlernen, da wir ihn nie gelernt haben –, hier ist die Rede vom Mündigwerden, vom Willen, die Dinge nicht so zu lassen, wie sie sind, sondern sie so zu ändern, wie sie sein sollen. – Das zweite Foto ist ebenfalls bewegend, jedoch bedrückend zugleich. Da eilen junge Menschen einem Zug zu, der sie ins andere Deutschland bringen wird. Wohlgemerkt, das Bild entstand, als die Bekanntgabe von schnellen Ausreiseregelungen bereits vorgelegen hat. Warum der Weg über die ČSSR? Die jungen Menschen haben kein Vertrauen mehr in ein gegebenes Wort. Sie fahren in ein Land, dem vor Jahren eine Wende, eine konservative, verordnet wurde, die neben neuem Reichtum auch neue Armut schuf, auch Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot und zunehmenden Rechtsradikalismus. Was müssen jene Menschen bei uns erlebt haben, daß sie – sehend – diesen Schritt tun? Illusionen? Bestimmt. Hoffnungen? Wahrscheinlich. Viele sagen es. Lockungen mit neuen Automodellen und Costa Brava sind das eine, doch das andere trifft uns tiefer, weil wir es kennen: Gängelei, bürokratische Schurigelei, Ungerechtigkeiten und mißachtete Rechte der Menschen. Vom Alex ist ihnen zugerufen worden: Bleibt, nun lohnt es! Wir brauchen euch! Gemeinsam schaffen wir ein neues Land!
Stell Dir vor, Du bekommst eine Chance, eine lebenswerte Welt zu bauen, und Du gehst nicht hin, um anzupacken. Beide Fotos dürfen nicht vergessen werden, nicht die Tage, an denen sie entstanden, und nicht die Gründe, deretwillen wir sie zeigen.

Hans Bergmann



Grünes Licht nach dem Stau

Auskunft für FREIE WELT gab Dr. Heinz Rentner, Stellvertreter des Ministers für Verkehrswesen.

„Stau an der Grenze", „4500 Güterwagen können nicht abgefertigt werden" – zu lesen in unseren Zeitungen, Ende Oktober. War es so dramatisch, wie es klingt?

Durchaus. Acht bis zehn Tage lang war die Situation ziemlich akut. Die Sowjetischen Eisenbahnen konnten die Versorgungsgüter aus der DDR und Westeuropa nicht übernehmen. Saisonbedingt sind viele Güterwagen beim Abtransport der Ernte in Belorußland im Einsatz. Darauf waren wir vorbereitet. Aber dann kamen die Streiks in den Kohlegebieten und die neuen Nationalitätenkonflikte dazu...

Der DDR-Seite sind bei solchen Situationen die Hände gebunden?

In gewissem Sinne schon. Deshalb mußten wir als Folge der internationalen Transportsperre die Annahme der Güter einschränken. Die beladenen Güterwagen blieben auf dem gesamten Schienennetz der Reichsbahn abgestellt und die Lager der Betriebe waren bis fast an die Grenze des Möglichen überfüllt. Nur leicht verderbliche oder dringend benötigte Waren passierten die Grenze.

Gibt es neben dem Eisenbahntransport nicht noch andere Möglichkeiten, Waren zu transportieren? Auf dem Wasserweg zum Beispiel.

Eine schnelle Umverteilung von der Schiene auf das Schiff ist sehr kompliziert. Die Verpackung und die Belastung sind ganz anders. Ein Schiff fährt auch langsamer, aber nicht alle Waren können lange unterwegs sein. Außerdem stellt sich bei dieser Variante die Frage nach der Kapazität.

In der Presse war aber davon die Rede, daß der Fährhafen Mukran seine vorhandenen Transportkapazitäten nicht voll auslastet. Wie ist das zu erklären?

Das liegt an zwei Dingen. Zum einen haben wir die fünfte Fähre in Betrieb genommen. Damit erhöht sich die Gesamtkapazität, aber noch nicht die Warenzufuhr. Zum anderen wirken auch hier die Transportprobleme des sowjetischen Partners. Die Fähren sind mit den Breitspurwagen der SU nicht ausgelastet. Und wir können nur soviel Wagen beladen, wie mit der Fähre mitkommen. Daher beträgt die Auslastung gegenwärtig 80 Prozent.

Lohnte sich unter diesen Umständen eine fünfte Fähre?

Die angespannte Lage ist doch nur vorübergehend. Wir haben seit der Inbetriebnahme 1986 über 6,4 Millionen Tonnen Güter in 2350 Fahrten transportiert und dabei die Kapazität zu 95 bis 97 Prozent ausgelastet. Das ist ein Spitzenwert. Allerdings verbergen sich hinter den Zahlen auch Probleme. Anders als gedacht wird mehr Massenstückgut als Stückgut verladen. 31 weitere Objekte, beispielsweise Umschlaganlagen, mußten zusätzlich geschaffen werden. Trotzdem hat sich Ende 1989 ein Viertel der Gesamtinvestition amortisiert.

Die Lage an der Grenze ist wieder normal. Welche Garantien haben Sie, daß es so bleibt?

Wir bekamen verbindliche Zusagen von sowjetischer Seite, mit der wir ständig in Kontakt standen und stehen. Außerdem haben wir die Partner gebeten, die Fähren voll aufzufüllen. Notfalls mit leeren Güterwagen, damit unsere Waren Platz finden. Darüber hinaus diskutieren wir über ein Sanktionssystem und eine neue Tarifregelung. Die Tarife im Fährverkehr liegen 10 Prozent unter denen der Eisenbahn.

Eine Woche lang war die Lage akut, aber erst Tage später erhielt die Presse Informationen. Warum?

Auch hier lernen wir dazu. Unsere Presseabteilung soll so umgestaltet werden, daß ein ständiger Kontakt zu den Medien selbstverständlich wird und der Informationsfluß funktioniert. Wir müssen ein neues Verständnis dafür entwickeln, daß das Verkehrswesen einen hohen Stellenwert für die Bevölkerung besitzt.

Interview: Lars Keil

Fähren-Fahrt

Ihre Jungfernfahrt absolvierte die vor kurzem in Betrieb gestellte sowjetische Eisenbahngüterfähre „Kaunas" auf der Linie Mukran–Klaipeda. Das moderne Zweideckschiff wurde in der Mathias-Thesen-Werft Wismar gebaut. Eigner der „Kaunas" ist die Litauische Seereederei. Derzeit gibt es einige Schwierigkeiten mit der effektiven Auslastung der jetzt fünf Eisenbahngüterfähren, die zwischen Mukran und Klaipeda verkehren, da durch die angespannte Situation im sowjetischen Eisenbahnverkehr nicht genügend Breitspurwaggons bereitgestellt werden können. Mehr darüber im nebenstehenden Interview.

Falken-Freunde

Auf den Schutz und die künstliche Aufzucht von Raubvögeln haben sich die Mitglieder des Falkner-Klubs im tschechoslowakischen Libusin spezialisiert. Zu ihren Schützlingen gehört dieser Adler. Durch Störungen im natürlichen Gleichgewicht sind die Tiere zunehmend bedroht, ihre Anzahl ist bereits beträchtlich zurückgegangen. Das betrifft insbesondere Falken.

Schmutz-Schutz

Der nicht einfachen Aufgabe, den Prager Veitsdom gründlich zu reinigen, stellten sich jetzt Amateure: eine Gruppe von Bergsteigern. Sie entfernten – in 50 Meter Höhe – Rückstände der Luftverschmutzung von Ornamenten und putzten den berühmten Wasserspeiern auf den Zinnen des Doms sogar die Zähne. Anschließend wurden die Mauern mit einer Spezialpaste überzogen, die sie vor Umwelteinflüssen schützen soll.

Sänger-Spende

Ein Wohltätigkeitskonzert, dessen Einnahmen der UNICEF und dem Kinderfonds der UdSSR zugute kommen, gab der spanische Schlagersänger Julio Iglesias kürzlich in der sowjetischen Hauptstadt. Zuvor hatte er ein Moskauer Kinderheim besucht. Als UNICEF-Botschafter wirkt Iglesias, einst Fußballtorwart bei Real Madrid und studierter Jurist, weltweit für die Belange des Kinderhilfswerks der Vereinten Nationen.

Schuldenfrei – sorgenfrei?

Als Rumänien Ende März verkündete, alle seine Auslandsschulden vollständig beglichen zu haben, waren sich viele Finanz- und Wirtschaftsfachleute einig, daß dies eine respektable Leistung sei. Das Land, das sich 1980 vor einem Schuldenberg von 11 Milliarden US-Dollar gesehen hatte, der einschließlich der Zinsen letztlich auf insgesamt mehr als 20 Milliarden Dollar anwuchs, ergriff drastische Maßnahmen, um sich dem Druck westlicher Gläubiger endgültig zu entziehen. Anfang der achtziger Jahre kündigte Rumänien einseitig ein Abkommen mit dem IWF zur Schuldentilgung auf, das unter anderem auf die Abwertung der Landeswährung, Preiserhöhung und Einschränkungen im Lebensstandard hinauslief, und setzte statt dessen auf Kreditrückzahlung aus eigener Kraft. Man exportierte, was zu exportieren war: Nicht nur Industriewaren wie Autos (Foto unten), sondern auch Fleisch ging ins Ausland. Das machte rigorose administrative Maßnahmen zur Lebensmittelverteilung, Benzinlimits und Einschränkungen im Energiebereich notwendig, die spürbare Auswirkungen auf alle Lebensbereiche haben. Bislang sind diese Regelungen weiterhin in Kraft und nur unwesentlich gelockert. Auf einer Beratung mit Wirtschaftsfachleuten hatte der rumänische Partei- und Staatschef unlängst darauf verwiesen, daß das Land auch künftig auf beträchtliche Exporte angewiesen ist, um den Import notwendiger Rohstoffe und Energieträger zu sichern. Außerdem soll ein Exportüberschuß erwirtschaftet werden, um eine Devisenreserve anzulegen. Gerade im Export aber konstatierte er Rückstände in den meisten Bereichen. Sorge bereitet auch, daß die für das Ausland bestimmten Erzeugnisse nicht immer den erforderlichen qualitativen und technischen Standard aufweisen. Wenige Wochen vor dem für Ende November einberufenen XIV. Parteitag der RKP widmete die Partei- und Staatsführung der Verbesserung der Lebensmittelversorgung besondere Aufmerksamkeit. Nach einer insgesamt bei allen Kulturen als gut eingeschätzten Ernte war zuerst die Zucker- und Ölzuteilung geringfügig erhöht worden und liegt jetzt bei monatlich 1,15 Kilogramm Zucker und 1,2 Liter Speiseöl pro Einwohner. Unberührt davon blieb die Kontingentierung bei Brot auf etwa 300 Gramm täglich; nur in der Hauptstadt wird dieses wichtigste Grundnahrungsmittel frei verkauft. Auch auf Bukarest beschränkt ist ein neues Regime der Lebensmittelvergabe, das gegen Vorlage des Ausweises ebenso bei Fleisch, Wurst und Butter sowie Eiern den Verkauf festgelegter Mengen regelt. Die Hoffnung vieler Bürger auf eine spürbare Verbesserung der Lebensmittelversorgung nach dem Abbau der Auslandsschulden hat sich bislang noch nicht erfüllt.

Dr. Ulrich Bergt

Der Weg zurück

Der Schlagbaum geht hoch, Ognjan Marinow (Foto ganz oben) steht mit seiner Familie vor der Schranke. In beiden Händen Koffer, einen schweren Rucksack gebukkelt. Ein kurzes Zögern nur – dann das entscheidende Stück Weg aus der einen in die andere Welt. Sie kommen aus der Türkei und gehen zurück nach Bulgarien. Den Grenzbeamten kennen sie, denn vor wenigen Monaten gingen sie hier schon einmal entlang – in umgekehrter Richtung. Gleich ihnen zogen damals in das, wie sie glaubten, Land ihrer Väter, fast 320 000 bulgarische Moslems. Ermöglicht wurde das durch ein neues Paßgesetz, vom bulgarischen Parlament im Mai dieses Jahres verabschiedet. Doch die Ursachen lagen tiefer. Stets fühlten sich die bulgarischen Moslems als Türken, hingen an ihrem türkischen Namen. Mehmet wollte nicht Ognjan sein, trotz vieler Beweise, daß die Vorfahren in 500 Jahren osmanischer Herrschaft zwangsweise islamisiert wurden. Bevor sie gingen, verkauften auch die Marinows ihre ganze Habe (Foto oben), zogen mit überladenem Auto in die Türkei, vertrauten blind den Lockrufen aus Ankara, dort problemlos Arbeit, Wohnung und Heimat zu finden. Die Wirklichkeit war anders: Plötzlich gehörte auch Ognjan zu den 20 Prozent, die in der Türkei ohnehin schon ohne Arbeit waren. Aus dem Flüchtlingslager kamen die Marinows gar nicht erst hinaus, an Wohnung war nicht zu denken. Und eine andere Erfahrung kam hinzu – die Einheimischen wollten die neuen Türken nicht. Zu groß ist die Furcht, daß die Neuen Arbeit und Wohnung wegnehmen. Am 22. August schloß deshalb die türkische Regierung die Grenze zum Nachbarland. Die schon seit Jahren gespannten Beziehungen zwischen Bulgarien und der Türkei verschärften sich weiter; hoffnungsverheißend erst jetzt Kontakte auf hoher Ebene zwischen den Nachbarn. Demnächst soll weiter gesprochen werden. Für Bulgarien hat der Weggang so vieler seiner Bürger eine komplizierte Lage geschaffen. In Landwirtschaft, Industrie, Transport, Dienstleistungswesen und Bauwirtschaft – überall ist der Arbeitskräftemangel sichtbar. Aber die Herausforderung hatte auch zur Folge, daß zahllose Arbeitskollektive über sich hinauswuchsen, länger arbeiteten, zur 6-Tage-Woche übergingen. Um 3,5 Prozent stieg die Gesamtproduktion bis Ende September, die Arbeitsproduktivität um 11 Prozent. Die Getreideernte war besser als in den Jahren zuvor. Staatliche Maßnahmen sind darauf gerichtet, die Struktur der Wirtschaft so zu verändern, daß die Effektivität weiter wachsen kann. Die Regierung verabschiedete aber auch einen Erlaß über den zivilen Notdienst in Friedenszeiten. Vielleicht geht es auch den Marinows so wie manchen anderen Rückkehrern aus der Türkei: Die bulgarischen Arbeiter sind verbittert, mußten sie doch die Arbeit der Weggegangenen mit erledigen, die Lücken ausfüllen; einige Arbeitskollektive weigern sich deshalb, diese ehemaligen Kollegen wieder aufzunehmen. Doch der Staat bekräftigt deren Rechte. In einem sind sich die Marinows und die anderen inzwischen mehr als 50 000 Rückkehrer einig – lieber ein schwerer Neubeginn, aber das Gefühl, gebraucht zu werden.

Werner Mosch

Die Stunde der Wahrheit

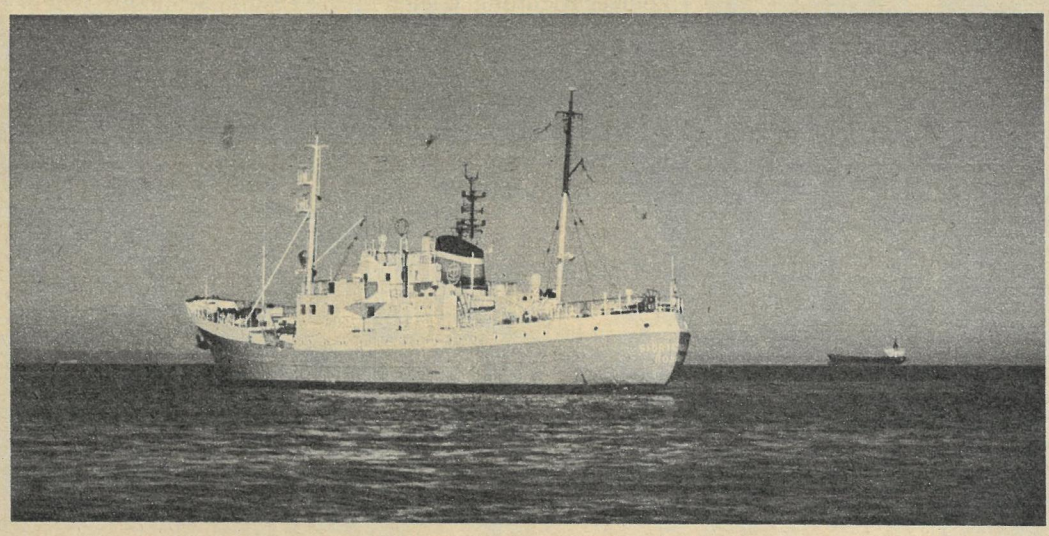
Die erste Ausgabe der „Prawda“ – zu deutsch bekanntlich „Wahrheit“ – erschien im Frühjahr 1912. Ein Generalsekretär des ZK der KPdSU war in den Räumen der Redaktion zum ersten Mal im Herbst 1989 zu Besuch. Zum neuen Chefredakteur der Zeitung war Iwan Frolow berufen worden, und Michail Gorbatschow ließ es sich nicht nehmen, ihn persönlich dem Arbeitskollektiv vorzustellen. Es entspricht übrigens nicht den Tatsachen, daß der Wechsel an der „Prawda“-Spitze mit einem Rückgang der Auflage zusammenhängt, wie westliche Korrespondenten behauptet hatten. Sie beträgt nach wie vor 10,7 Millionen Exemplare. Aber natürlich spielen unter den Bedingungen einer echten wirtschaftlichen Rechnungsführung auch für die sowjetischen Zeitungen Auflagenhöhen durchaus eine große Rolle. Weil sie sich zu schlecht verkauft, wird beispielsweise die traditionsreiche „Sozialistitscheskaja Industrija“ ab Januar 1990 ihr Erscheinen einstellen. Fast wöchentlich werden aber auch neue Publikationsorgane vorgestellt. Die sowjetische Presselandschaft bleibt interessant und bunt, jedoch ist nicht zu übersehen, daß an ihren Rändern immer mehr „Sumpfblüten“ gedeihen – Erzeugnisse, die man nicht in den Kiosken sieht, sondern bei Straßenhändlern erwerben kann. Juri Shukow, der Nestor der „Prawda“-Redaktion, machte während des Treffens mit Michail Gorbatschow darauf aufmerksam und zitierte den Brief eines Lesers: „Für zwei Rubel und 65 Kopeken habe ich einen Haufen Lügen und Verleumdungen über die Sowjetunion gekauft...“ Bereits vor einigen Wochen hatte Shukow in einem Artikel gefordert, daß bei der Ausarbeitung des neuen Pressegesetzes der Modus für die Herausgabe von eigenständigen Organen detailliert festgelegt werden müsse. Das Pressegesetz soll noch während der jetzigen Sitzungsperiode des Obersten Sowjets verabschiedet werden. Gorbatschow betonte bei der Frage-und-Antwort-Stunde mit den „Prawda“-Redakteuren – die eine Fortsetzung finden soll –, daß die Hauptkriterien der Presse Glasnost und Demokratie bleiben, für das Volk, für den Sozialismus zu wirken.

Andreas Böttcher

Ein Schiff der Kapitäne

Ein Fischfänger war die „Störtebeker“ gewesen. Zwei Jahrzehnte lang hatte sie im Nordatlantik und Europäischen Nordmeer – damals noch unter ihrem ersten Taufnamen „Görlitz“ – volle Hols an Bord gehievt. Dann schlug ihr in der Fischerei die Abschiedsstunde. Doch sie ging nicht endgültig außer Fahrt, sondern erlebte quasi eine „Wiedergeburt“. Zum Ausbildungsschiff der Technischen Hochschule für Seefahrt Warnemünde/Wustrow umgebaut, seitdem noch zweimal modernisiert, hat die „Störtebeker“ unter der Flagge ihres neuen Reeders seit 1980 über 100 000 Seemeilen hinter sich gebracht. Das entspricht vergleichsweise mehr als einer viereinhalbmaligen Umrundung des Erdballs. „Rund zweihundert Tage im Jahr befindet sich unsere ‚Störtebeker‘ in See. Während jeder Ausbildungsreise, die ungefähr zwei Wochen dauert, haben wir etwa fünfundzwanzig Studenten an Bord – getrennt nach ihren Fachrichtungen: Schiffsführung oder Schiffsmaschinenbetrieb“, erzählt uns Dr.-Ing. Hans-Helmut Rose. Er ist (Fahrens-)Mann in Doppelfunktion: Kapitän der „Störtebeker“ und zugleich Hochschullehrer der Sektion Schiffsführung. Mehr als 200 Studenten, so erfahren wir von Käpt'n Rose, haben auf den „Störtebeker“-Decks bereits eine bordpraktische Ausbildung unter realen Seebedingungen erlebt. „Unsere Einsatzgebiete reichen von der westlichen Ostsee bei Bornholm bis zur Jan-Mayen-Insel im Norden des Atlantik und bis runter zur Quesant-Tonne inmitten des Englischen Kanals“, läßt Dr. Rose uns wissen. Von den „Bordgästen“, die allesamt einmal Nautische Offiziere, Funk- oder Schiffsmaschinenoffiziere bzw. Offiziere für Elektrik/Elektronik-Anlagen der Seeschiffahrt oder Hochseefischerei sein werden, haben indes allein die Nautiker Grund, davon zu träumen, einmal Kapitän zu sein. Wie Pavel Kadlečik (Foto oben), Kapitänssohn aus Prag, dessen Vater – der seinerzeit in Odessa sein Offizierspatent erwarb – ein langbefahrener Kapitän auf großen Massengutschiffen der ČSSR-Flotte ist. „Wir sind hier momentan sechs Kommilitonen aus der ČSSR – die stärkste Gruppe der ausländischen Studenten. Andere von uns studieren an Seefahrts-Hochschulen Polens oder der Sowjetunion“, sagt uns Pavel, für den im September sein viertes Studienjahr begonnen hat. Er ist einer der Warnemünder/Wustrower Studenten, die nun auf der „Störtebeker“ ein zweiwöchiges Bord-Training erleben. Auch ihm jedoch sind die „Seebeine“ bereits vorher gewachsen – als Vorstudien-Praktikant auf einem heimatlichen Schiff; ein ganzes Jahr hindurch fuhr er schon zur See. „Jeden Tag ging ich vier Stunden Wache als Helfer des Ersten Offiziers. Weitere vier Stunden versah ich mit der Mannschaft den üblichen Decksdienst. Das war eine gute Kombination, denn so lernte ich die Arbeit an Bord von verschiedenen Seiten kennen.“ Vom Spätsommer '90 an – dann wird sich die Flotte seines Landes von derzeit fünfzehn auf über zwanzig Schiffe verstärkt haben – wird Pavel, wie alle übrigen Kommilitonen seines Studienjahres, eine halbjährige Assistenzzeit als Schiffsoffizier draußen auf dem Meer erleben – sozusagen letzte Etappe vor Abschluß und erstem Patent.

Helmuth Pelzer



● Kurz berichtet

Zum Schutz des historischen Stadtkerns im ungarischen Szigetvár ordneten die Stadtväter an, daß Linien- und Fernbusse die unter Denkmalschutz stehende Stadtmitte nicht mehr passieren dürfen.

Mehr als 30 Millionen Ausländer besuchten im Vorjahr China und brachten dem Land Valutaeinnahmen von 2,22 Milliarden Dollar. Den Gästen stehen über 1300 Touristenhotels mit rund 200 000 komfortablen Zimmern zur Verfügung.

Altersforscher aus Moskau, Kiew und Baku wurden im aserbaidshanischen Kelbadshar von Chatyn und Iljas Dshafaron herzlich empfangen. Die beiden sind das einzige Ehepaar der Welt, das bereits länger als ein Jahrhundert in Liebe und Eintracht zusammenlebt.

Mit Fracht aus der BRD an Bord absolvierte der sowjetische Frachter Tiksi seine erste kommerzielle Reise nach dem japanischen Tiba. Auf der Fahrt durch das Eis der Arktis benötigte das Schiff nur die Hälfte der auf dem traditionellen südlichen Seeweg üblichen Zeit.

Eine Briefmarkenserie, die dem „Tierparkhilfsfonds“ gewidmet ist, gab kürzlich das sowjetische Postministerium heraus (Abbildung).

Fünf Studenten der Medizinischen Universität im ostungarischen Debrecen, die bei der Aufnahmeprüfung gescheitert waren, ließen sich durch Verwandte im Ausland ihr Studium in Devisen bezahlen und wurden immatrikuliert. Eine Verordnung besagt, daß Ausländer an ungarischen Universitäten für eine jährliche Gebühr von 3000 Dollar studieren können.

Das meistbesuchte Museum in der ČSSR ist das Staatliche jüdische Museum in Prag. Jährlich begrüßt es an die 800 000 Interessenten. Einen Rekord an Besuchern verzeichnet auch die Burg Karlstein in Mittelböhmen. Jährlich wird sie von mehr als 310 000 einheimischen und ausländischen Touristen besichtigt.

Redaktion: Andreas Böttcher; Fotos: ADN-ZB, ADN-ZB/ČTK, TASS, L. Charewicz, U. Völkner, L. Willmann

Ade

Da fuhren zwei in einen Landstrich, den der Volksmund „Rotes Mansfeld“ oder „Kupferland“ nennt. Umgeben von unzähligen Bergen Abraum liegt Hettstedt, Standort der Kupfer-Silber-Hütte „Fritz Beyling“. Was wir wußten: 1979 baute die Hütte mit Hilfe sowjetischer Spezialisten aus Almalyk in Usbekistan eine moderne Draht-Gieß-Walzanlage auf, zugleich der Beginn einer engen Zusammenarbeit. Was wir hörten: Sowjetische Kollegen des Bergbau- und Hüttenkombinates „W. I. Lenin“ Almalyk halten sich in Hettstedt auf, um sich einem Leistungsvergleich zu stellen. Was wir vorfanden: Eine gedeckte Tafel und einen protokollarischen Wettbewerb. Der Vergleich der Leistungen fand nur am „grünen Tisch“ statt.

Leistungsvergleich in Hettstedt:

Industrietourismus!

„Ich wünsche euch, daß eure Perestroika in der DDR nicht so schmerzhaft sein wird wie unsere. Paßt auf, daß sich die Umgestaltung demokratisch entwickelt und für die Arbeiter im alltäglichen Leben sichtbar wird." Pjotr Rastorgujew, Obermeister an der Draht-Gieß-Walzanlage in Almalyk, richtet diese Wünsche völlig ohne Pathos an die deutschen Kollegen. Ungewollt beendet er damit den Protokollteil an diesem Tag: Auswertung des Leistungsvergleichs, Überreichen von Wimpel und Urkunde an die Sieger und Ehrenurkunde an den Verlierer. Kurze Ansprache und zusammenfassende Worte. Während an einem Ende der Tafel bei der Betriebsleitung zufriedene Gesichter zu sehen sind, schauen am anderen Ende die Leute aus der Elektrolyse und der Walzanlage etwas verdrossen drein. Günter Switil, AGL-Vorsitzender, streicht über den Wimpel: „Das wird wohl der letzte gewesen sein", und erklärend fügt er hinzu: „Wir haben nichts gegen Vergleiche, aber dann muß unterm Strich auch etwas herauskommen. In der Wettbewerbskommission fordern wir, für das nächste Jahr neue Formen einzuführen. Das hier ist doch nur Zahlenhascherei."

Wir erfahren, wie der Leistungsvergleich, den es seit November 1985 gibt, organisiert wurde. Vorab einigten sich beide Betriebe auf bestimmte Kennziffern. Die sowjetischen Kollegen bringen ihre Ergebnisse mit. Die Hettstedter rechnen dann ihre Zahlen aus. Wer höhere vorweist, hat gewonnen. Im Klartext: Jeder arbeitet an seinem Arbeitsort, der Vergleich stellt sich als eine Art Fernwettkampf dar. Nun soll nichts gegen die Arbeit gesagt werden. Die ist in einem Hüttenbetrieb anstrengend und problematisch genug. Doch wo liegt der Sinn, die gemeinsame Arbeit so nach Ziffern zu vergleichen? Zumal die Bedingungen zu verschieden sind. Reiner Schulz, Meister in der Elektrolyse, erregt: „Leistungsvergleich nach Kennziffern? Gut. Das ist eine Form. Einen viel besseren Einblick in die Produktion und in die Arbeitsorganisation erhielten wir, wenn wir mal vier Wochen dort mitarbeiten könnten." Dieser Ansicht ist auch Thomas Kölzner, Jugendbrigadier an der Walzanlage. „Bis jetzt sind kaum Arbeiter zum Partner mitgefahren, dabei interessieren sich viele von uns dafür." Ob er mal die Betriebsleitung oder die Gewerkschaft gefragt hätte? Nein, lautet zögernd die Antwort. „Informationen fließen oft sehr zäh. So habe ich erst hier erfahren, welche Kennziffern als Grundlage genommen wurden." Thomas Kölzner kam gleich aus der Halle hierher. Er trägt noch seine Arbeitsmontur. Gesicht und Hände voller Ruß. Wenig später rückt er neben seinen Bereichsleiter. Gemeinsam erklären sie den sowjetischen „Walzern" das Kühlsystem ihrer Anlage.

Nach Pjotr Rastorgujews Wünschen für die DDR-Perestroika scheint die Runde wie gewandelt. Betriebsleitung, Arbeiter und sowjetische Gäste sitzen beisammen, diskutieren, erklären, zeichnen Skizzen... Das kalte Büfett bleibt fast unberührt. Wir gewinnen den Eindruck, der Erfahrungsaustausch begänne erst jetzt. Dabei ist man seit 12 Tagen zusammen. Aber oft sah man sich nur kurz. Industrietourismus nennt manch einer solch Reise- und Besichtigungsprogramm ironisch. Die sowjetischen Gäste sehen das anders. „Wir haben verschiedene Arbeitsplätze studiert", erzählt Eldar Gusjenow, Obermeister an der Walzanlage. „Das reichte. Wir sahen alles, was wir vor der Reise geplant hatten und was für die Rekonstruktion unserer Anlage wichtig wäre." „Aber uns interessiert auch, wie die Familien leben", mischt sich Pjotr Rastorgujew ein, „und wir wollen etwas von der Kultur kennenlernen." Verständlich, wenn man etwas erfahren will. Entscheidend jedoch sind Ideen, die man nicht nur im Kopf mit sich rumträgt, sondern die in die Praxis Eingang finden. Dazu kann so ein Leistungsvergleich Ideenspender sein. Die Traditionen mit den Almalykern waren den Hettstedtern immer wichtig. Das hörten wir überall. Aber auch: Man muß den Mut haben, sich von Uneffektivem zu trennen und eine Beziehung stets nach dem Sinn abzuklopfen. Und gegebenenfalls mit neuem Inhalt auszufüllen.

Nadeshda Gesha, Leiterin der Delegation und in Almalyk Vorsitzende des Gewerkschaftskomitees, geht mit den Gedanken der Hettstedter Kollegen mit. Und sie will zusätzlich einen Leistungsvergleich weg von der „reinen" Produktion. Auf dem Gebiet des Umweltschutzes beispielsweise. Die Hüttenindustrie und die Umwelt stehen wohl in beiden Ländern miteinander auf Kriegsfuß. in Almalyk achten inzwischen Umweltgruppen sehr genau darauf, was den Betrieb zu Wasser und zu Luft verläßt. Die BGL des Hettstedter Betriebes plant erst eine Umweltkommission. Noch sei man sich nicht einig, wer darin mitarbeiten sollte. Längst spielt nicht nur die fachliche Kompetenz eine entscheidende Rolle, sondern das Vertrauen. Bevor wir die Hettstedter Hütte verlassen, machen wir doch noch ein Foto von der Walzanlage. Kontinuierlich zieht der Kupferstrang seinen Weg. Und darum geht es hier wie dort.

Lars Keil (Text)
Uwe Völkner (Fotos)

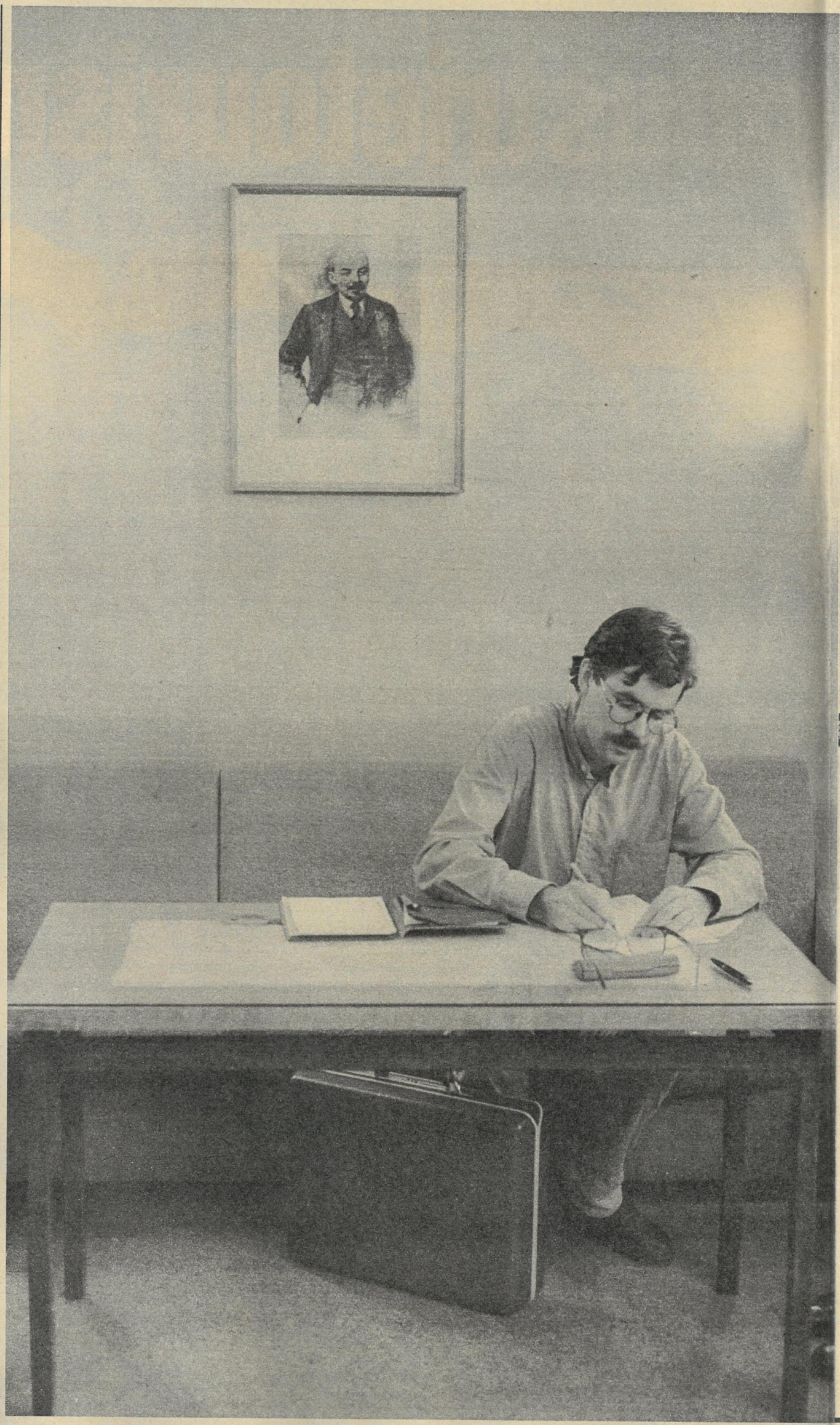
Sie bezeichnen sich als Politikwissenschaftler. Wie konnte man damit leben, daß sich die Politik bis dato mit der Wissenschaft schwer getan hat?

Von meiner Ausbildung bin ich Philosoph und heute Bereichsleiter im Wissenschaftlichen Sozialismus. Gerade mein Fachgebiet hat unter Dogmatisierungstendenzen sehr gelitten, darunter, daß wichtige politische Fragen der wissenschaftlichen Analyse entzogen wurden, insbesondere die politischen Prozesse. Seit fünf Jahren haben wir uns der Frage gewidmet, wie sich Politik eigentlich vollzieht, wie sich in der sozialistischen Gesellschaft die politischen Strukturen bilden. Wir haben für uns das Wesen dieser Politik erschlossen und auch der Schwierigkeiten, die wir mit ihr haben. Bei aller kritischen Distanz blieben wir stets auf dem Boden einer sozialistischen Position. Das muß erwähnt werden, denn Kritik am Bestehenden ist von gegensätzlichen Positionen aus möglich. Wir haben uns in die Frage vertieft, wie es um das Verhältnis von Macht und Demokratie bestellt ist, haben uns um die scheinbar abstrakte Frage gestritten, ob die Macht der Arbeiterklasse und sozialistische Demokratie identisch sind. Oder ob sich hier gravierende Widersprüche auftun.

Geht man von der Frage aus, daß alles, was die Macht verwirklicht und gestärkt hat, demokratisch ist, erübrigen sich wissenschaftliche Analysen. Erkennt man jedoch Widersprüche, so muß man sich fragen, welchen Beitrag die Demokratie zu leisten hat, um eine echte Volksmacht zu errichten. Das offizielle Interesse an diesen Problemen war in der Vergangenheit äußerst gering.

Wann ungefähr begannen die Klärungsprozesse in Ihrer Arbeitsgruppe?

Für ein



Sie waren eng verbunden mit dem Prozeß der Umorientierung des Wissenschaftlichen Sozialismus in der DDR, der besonders von Rolf Reißig vorangetrieben wurde. Ich arbeite darüber hinaus seit Jahren intensiv mit Rechtswissenschaftlern wie Uwe-Jens Heuer und Rosi Will zusammen. Seit Jahren schon befaßt sich besonders Prof. Heuer mit der Analyse der politischen Machtstrukturen in unserer Gesellschaft, mit den Widersprüchen im demokratischen Zentralismus. In dem von mir geleiteten Bereich begannen die entsprechenden Arbeiten 1986, sie sind zum Teil auch in Artikeln publiziert worden. Natürlich wurden sie an bestimmten Punkten abgebrochen und mit Kompromißformeln umkleidet, um die Bürgerrechte unter den damaligen Bedingungen nicht einzubüßen. Eine Diskussion, in der die eine Seite sich

müht, wissenschaftliche Positionen durchzusetzen, und die andere Seite die Position der bestehenden politischen Realität bekräftigt, hat sicher sehr ungleiche Ausgangspunkte.

Die Studie über den modernen Sozialismus, erarbeitet bei Ihnen in der Sektion Philosophie der Universität, ist eine Art Strategiepapier. Welche schnell und langfristig zu lösenden Probleme werden angesprochen?

Wir haben unsere Ansichten in drei Stufen entwickelt. Zum einen haben wir im Herbst letzten Jahres dargelegt, wie es um die Qualität des Sozialismus, wie er sich heute weltweit darstellt, steht, haben unterschieden zwischen einem frühen Sozialismus oder seiner ersten Entwicklungsstufe, die wir haben, und dem modernen Sozialismus, den wir anstreben. Das war notwendig, um den Standort zu kennzeichnen, den wir momentan

Die revolutionären Umwälzungen in der UdSSR, ausgelöst und geführt durch die Kommunistische Partei der Sowjetunion, haben Gesellschaftswissenschaftlern der Humboldt-Universität Berlin entscheidende Impulse gegeben. Jetzt stellen sie sich als Mitglieder der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands mit ihren Positionen der öffentlichen Diskussion. Mit Prof. Dr. sc. phil. Dieter Segert sprach unser Mitarbeiter Hans Bergmann.

GESELLSCHAFT IM DIALOG:

modernes Antlitz des Sozialismus

einnehmen. In einer zweiten Stufe unserer Arbeit befaßten wir uns mit der konkreten Frage, wie die Gesellschaftsstrategie unserer Partei weiterentwickelt werden könnte. Das war zunächst als Diskussionspapier für unsere Studenten an der Humboldt-Universität gedacht, denn sie waren in den letzten Jahren ungemein sensibilisiert für solche Fragen der erforderlichen Erneuerung des Sozialismus. Wir waren der Meinung, daß es in unserer Verantwortung lag, als sie von der offiziellen ideologischen Arbeit alleingelassen wurden, ihnen marxistische Antworten anzubieten, die sie akzeptieren können und an denen sich ihr Denken schärft. Schließlich haben wir, als sich die Prozesse krisenhaft zuzuspitzen begannen, uns Gedanken über Sofortmaßnahmen gemacht. Was kann und muß sofort in der Politik und Wirtschaft verändert werden, um die Vertrauenskrise zwischen Parteiführung und Volk, zwischen Führung und den Parteimitgliedern zu überwinden? Der Erneuerungsprozeß bedarf einiger schneller Schritte, denn die Gefahr einer solchen Krisensituation besteht darin, daß alte Strukturen zusammenbrechen, aber die neuen Formen noch lebensunfähig sind. Um es konkret auf unsere Situation zu bringen, würde es heißen, daß ohne solche Stabilisierung die Gefahr besteht, ein elftes Bundesland der BRD zu werden. Nicht deswegen, weil der Sozialismus keine Alternative ist, sondern weil er aus seiner akuten Krise nicht schnell genug herauskommt. Deshalb unsere Vorschläge zu Sofortmaßnahmen, die darauf gerichtet sind, die Legitimität der Politik wiederherzustellen, Vertrauen zu schaffen. Ohne Vertrauen ist keine Politik möglich. Jeglicher Vorschlag wird als Falle und mit Mißtrauen betrachtet, solange die Legitimität nicht hergestellt ist. Was haben wir vorgeschlagen? Es muß um schnelle politische Schritte gehen, die den Boden für die erforderliche prinzipielle Veränderung der Wirtschafts-, der Sozialpolitik bereiten. Dort sind die Antworten nicht ganz so leicht zu finden, weil wir uns zum Teil der Chancen und Gefahren der eigenen Lage erst bewußt werden müssen. Wir wissen ja noch gar nicht, wie die Situation der DDR real aussieht. Zu den politischen Sofortmaßnahmen gehört, wie man mit den neu entstandenen informellen Gruppierungen umgehen soll; wie es uns gelingt, die spontanen Demonstrationen und Versammlungen rechtlich abzusichern. Nicht, um die Menschen von der Straße zu bringen, sondern um Zusammenstöße verschiedener Gruppierungen und mit der Polizei zu vermeiden. Eine friedliche Demonstration muß geschützt sein und darf nicht in die Lage kommen, sich der Gewalt – von welcher Seite auch immer – erwehren zu müssen. Es ging uns um die Fragen, wie die Volksvertretungen die Souveränität und Machtvollkommenheit erwerben können, die ihnen laut Verfassung zustehen. Und es geht auch um das Verhältnis von Partei und Staatsapparat. Wir haben auch unsere Positionen zu den Wahlen formuliert, die auf jeden Fall eine demokratische Form finden müssen. Alle diese Fragen können nur in einer breiten öffentlichen Diskussion erörtert werden, um einen Konsens zu erzielen.

Auch haben wir überlegt, wie der öffentliche Zugang zu den Massenmedien gesichert werden kann. Bessere Medien sind nicht allein durch die qualifiziertere Arbeit von Journalisten zu erhalten, sondern es muß geklärt werden, daß politisch anders mit den Massenmedien umgegangen werden muß. Und dabei ist eine rechtliche Absicherung für eine reale Berichterstattung zu schaffen. Auch haben wir uns der Frage gestellt, wie das Reise- und Ausreiseproblem rechtlich geregelt werden kann, um eine würdige Lösung für jene zu finden, die zeitweilig oder auch für immer unser Land verlassen wollen. Die Lösungen müssen so aussehen, daß unsere Gesellschaft dabei nicht zerrieben wird von den Widersprüchen und den ökonomischen Verlusten. Wir haben uns Gedanken gemacht, wie man schnell das Problem der Disproportionen zwischen Geldumlauf und vorhandenen Warenmengen klären kann. Die letzten Fragen konnten wir noch nicht befriedigend beantworten, obgleich zur Leitung unserer Gruppe auch ein Politökonom gehört. Wir sind im Gespräch mit Wirtschaftswissenschaftlern der Universität, um ausgereifte Vorschläge zu erarbeiten.

Es ist auf dem VII. Philosophiekongreß gesagt worden, daß wir ein falsches Sozialismuskonzept vor uns haben, wenn wir uns weiterhin des Begriffs vom „entwickelten Sozialismus" bedienen.

Dieses Konzept lebt von Illusionen, und insofern ist es gefährlich, weil man auf Illusionen keine Politik aufbauen kann. Der Übergang von der alten Qualität des Sozialismus zur neuen Qualität besteht gerade darin, daß die erste Stufe des Sozialismus aus sich heraus nicht die Triebkräfte hervorbringt, die den Übergang zu einer höheren Stufe bewerkstelligen können. Wir haben einen relativ in sich geschlossenen Reproduktionsprozeß des administrativen Sozialismus vor uns. Man kann es mit den vielen negativen Erfahrungen von gescheiterten Reformversuchen belegen, mit den immer wieder auftretenden Krisenprozessen. Hierbei geht es nicht nur um die DDR, sondern um den real existierenden Sozialismus schlechthin. Erinnern wir uns der Jahre 1953 in der DDR, 1956 in Ungarn, 1968 in der ČSSR, 1980 in Polen. In diesen Ländern hat es mehrere Versuche gegeben, aus diesem Kreislauf auszubrechen. Die Annahme, man könne den gegebenen Sozialismus ausgestalten und fortentwickeln, indem man ihm nur ein paar neue Elemente beifügt, hat sich als irrig erwiesen. Herbei hat man die evolutionären Momente betont, die Kontinuität der Entwicklung. Das ist der Punkt, der uns daran gehindert hat, die ganze Tragweite eines Übergangs zur neuen Qualität zu erkennen und auch die Schwierigkeiten, die dabei entstehen.

Wie sehen Sie das Verhältnis von bürgerlicher Demokratie und Sozialismus?

Die bürgerlichen Revolutionen haben eine zweite, vom Staat unabhängige Sphäre hervorgebracht: eine Gesellschaft politisch handelnder, voneinander unabhängiger Individuen. Diese Form des gesellschaftlichen Zusammenlebens wurde bei uns negiert oder ist gar nicht erst entstanden. In den meisten Ländern, in denen sich der Sozialismus durchgesetzt hat, gab es keine vollendete bürgerliche Revolution. Man kann nicht davon sprechen, daß in Deutschland eine sehr entwickelte bürgerliche Demokratie existiert hätte. Die Möglichkeiten der Weiterentwicklung der kümmerlichen Ansätze sind dann nicht genutzt worden. Man ist an dem vorbeigegangen, was welthistorisch in den entwickelten kapitalistischen Staaten erreicht worden ist. Es ist im Verlauf der frühen sozialistischen Entwicklung nicht beachtet worden, was in anderen Ländern an Demokratie erkämpft worden ist. Auf Grund der spezifischen Gestalt des administrativen Sozialismus, der sich so und nicht anders historisch entwickelt hat, sind die zivilisatorischen Errungenschaften der bürgerlichen Demokratie auch nicht im nachhinein geschaffen worden. Heute stehen wir vor der Aufgabe, es zu tun. Aber nicht als Rückkehr zum Kapitalismus, sondern als nachträgliche Ausfüllung eines sozialistischen Programms, wie es uns von Marx und Lenin überkommen ist.

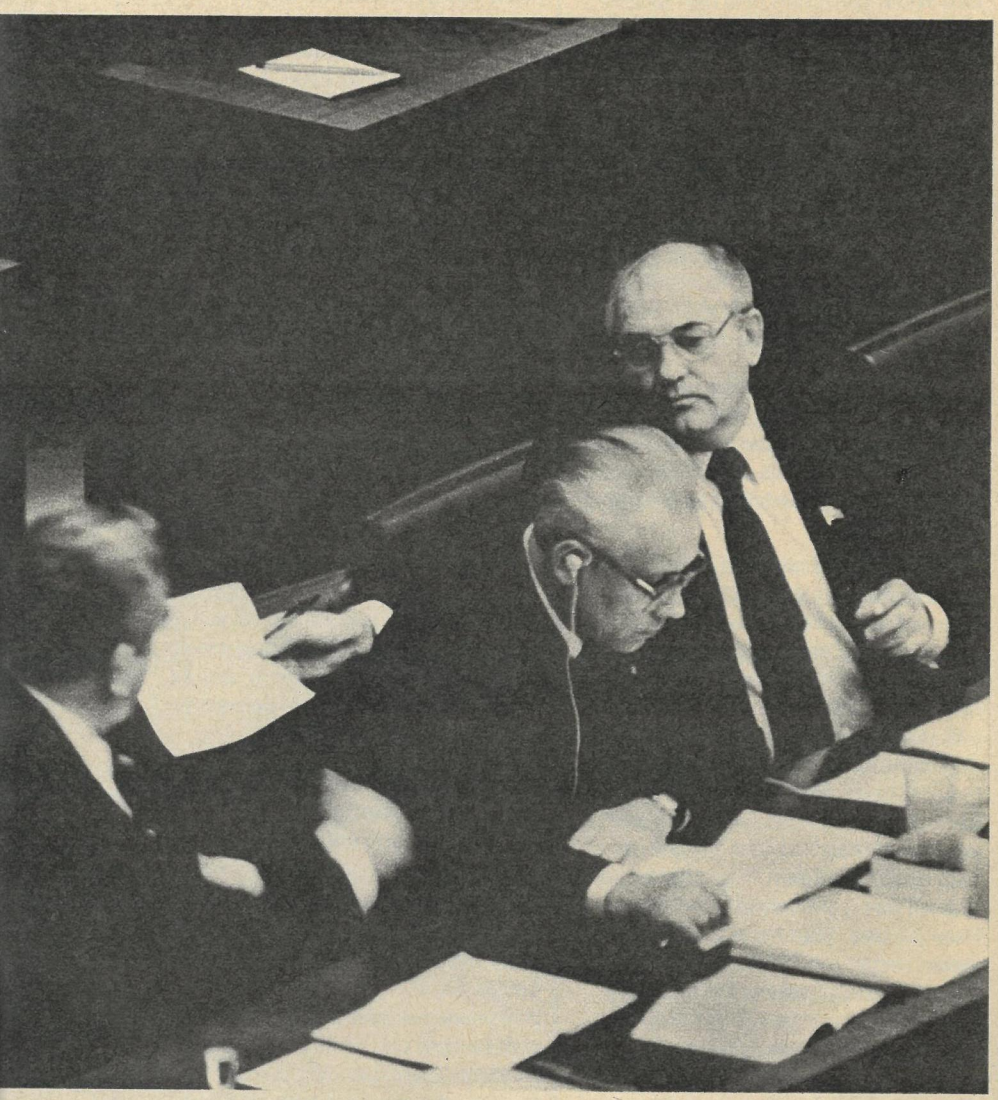
Können wir uns mit dem verpönten Begriff vom „demokratischen Sozialismus" nun anfreunden?

Es geht um eine demokratische Erneuerung des Sozialismus. Wir sind in der Vergangenheit gerühmt worden, daß wir mit Begriffen sehr genau umgehen. Beim demokratischen Sozialismus müssen wir sehen, daß es sich hierbei um ein Konzept der Sozialdemokratie handelt. Es gibt sicher Punkte, die man aufnehmen kann, doch auch Momente, die für uns nicht in Frage kommen. Der demokratische Sozialismus schließt die Illusion ein, daß man über die Demokratie und ohne Veränderung der Eigentumsverhältnisse den Kapitalismus vollständig reformieren kann. Ich würde sagen, der Begriff von einer demokratischen Erneuerung des Sozialismus ist exakter.

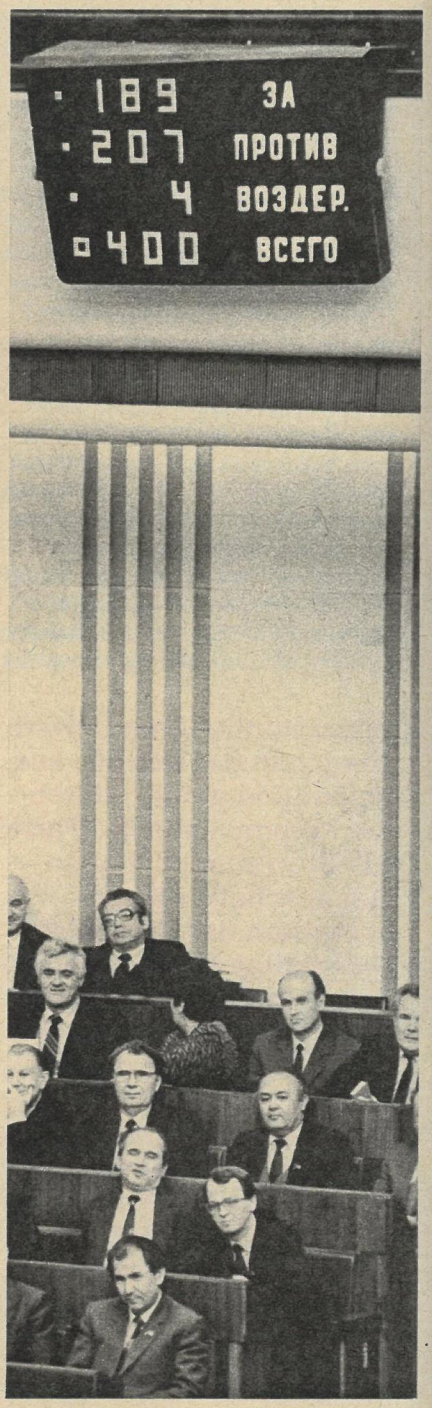
Wann wird Ihr Papier über den modernen Sozialismus der Öffentlichkeit unterbreitet?

Auszüge sind schon erschienen, auch bereiten wir eine kleine Auflage für die Universität vor, auch für die Medien. Verhandlungen mit Verlagen haben begonnen, und wir hoffen, daß der Verlag Neues Leben eine Broschüre noch vor dem Parteitag anbietet.

Foto: Detlev Steinberg



Hell leuchtet das Gold der Kuppeln des Parlamentsgebäudes im Spätherbst. Zu Fuß kommen die Deputierten vom Hotel „Moskwa“ über den Roten Platz zum Kreml. Die Uhr am Spasskiturm hat gerade halb geschlagen, als sich die ersten Volksvertreter in die Teilnehmerlisten eintragen. Die Abgeordneten sind in Zeitnot, weil das Land in Zeitnot ist. Es ist 10.03 Uhr, als Michail Gorbatschow nach einem freundlichen „Guten Tag“ die erste Amtshandlung des Tages vornimmt: Die Deputierten mögen auf ihren Abstimmungsknopf drücken, und an der Stirnseite verkündet der Computer – der sonst die Abstimmungsergebnisse anzeigt –, daß 438 Deputierte beider Kammern des Obersten Sowjets zu ihrer Sitzung am 31. Oktober 1989 erschienen sind. Auf der Tagesordnung stehen zwei miteinander verknüpfte Gesetzesvorlagen:
Der „Staatsplan zur ökonomischen und sozialen Entwicklung der UdSSR im Jahre 1990“ und der „Staatshaushalt für 1990 und die Erfüllung des Budgets im Jahre 1988“. Unsere Moskauer Korrespondenten Dr. Paul Wurche (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) erlebten an diesem Tag die



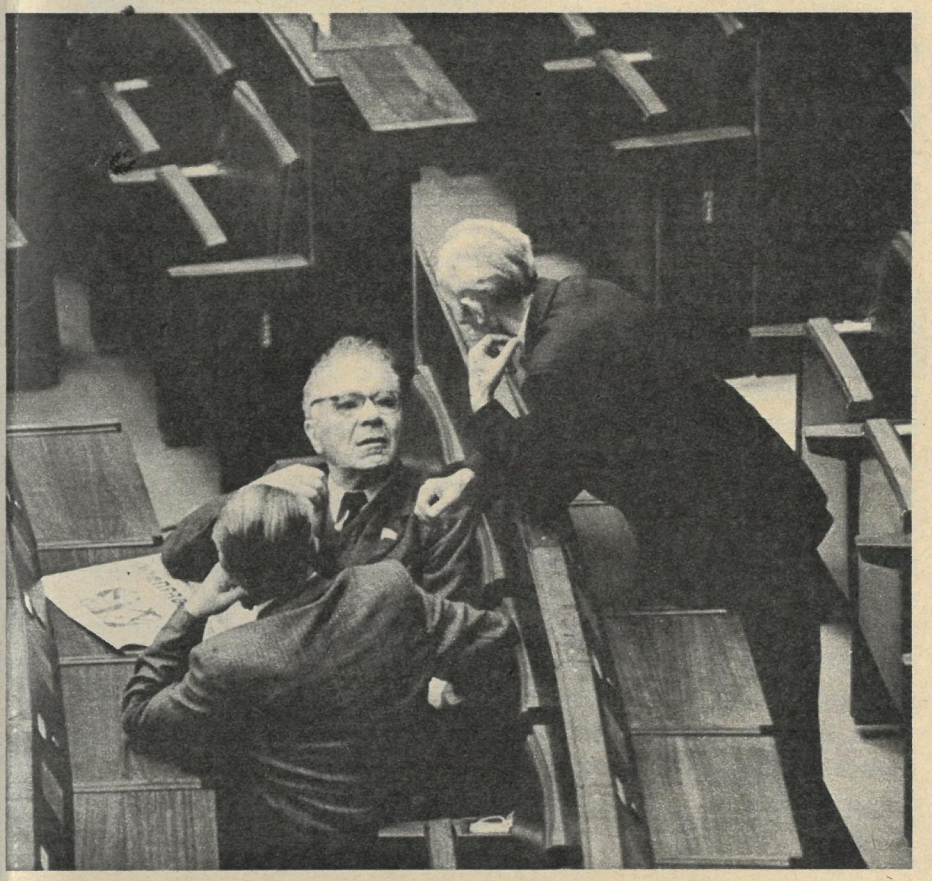
Abstimmung im Kreml

Zu Beginn der Zweiten Tagung des Obersten Sowjets, am 25. September, hatte die Regierung ihre Konzeption dieser beiden Gesetze zur Beratung vorgelegt. Fast eineinhalb Monate wurden die Entwürfe in den über zwanzig Komitees und Kommissionen des Parlaments geprüft, verworfen, ergänzt und neugefaßt. Der Vorsitzende der Kommission für Arbeit, Preise und Sozialpolitik sagte, daß allein 20 Vorschläge und Ergänzungen Aufnahme gefunden haben. Professor Jemeljanow von der Moskauer Universität erläuterte: „Ausgehend von der kritischen Lage im Lande, traten die Deputierten in der ersten Phase der Beratung den Vorschlägen sehr kritisch gegenüber. Dann, bei der sehr intensiven Diskussion über jede Einnahme oder Ausgabe, wurden nicht nur Kompromisse gefunden, sondern prinzipiell neue Lösungen. Nicht alle konnten schon in diesen beiden Entwürfen Aufnahme finden. Man muß daran erinnern, daß der Plan des nächsten Jahres ein Übergangsplan ist. Viele Ideen und Projekte des Landes werden sich erst im 13. Fünfjahrplan verwirklichen lassen.“

Die Vorgaben des Parlaments an die Regierung waren klar:

- Stopp der weiteren Verschlechterung der ökonomischen Lage im Lande, Schaffung von Bedingungen, die eine Gesundung der Wirtschaft und des Außenhandels gewährleisten;
- Abbau der sozialen Spannungen in der Gesellschaft, in erster Linie durch eine Erhöhung des Lebensniveaus des Volkes und die Stärkung des Rubels;
- Schaffung der materiellen und ökonomischen Voraussetzungen im nächsten Jahr, um dann die Volkswirtschaft im nächsten Fünfjahrplan stufenweise zu entwickeln.

Als Michail Gorbatschow nun die Beratung am 31. Oktober leitete, hatten sich 109 Deputierte zu Wort gemeldet, und er meinte im Scherz: „Wenn noch weitere Abgeordnete sich melden, werden wir bis zu Neujahr tagen...“ Er präzisierte die Geschäftsordnung vom Vortag dahin, nicht in der Regel 10 Minuten, sondern 5 oder 6 und nur ausnahmsweise bis 10 Minuten Redezeit zu gewähren. Um 12.30 Uhr lagen 129 Rednerwünsche vor. Um 14 Uhr dann die Abstimmung, die Diskussion noch bis 17 Uhr fortzuset-



zen, mit nur 5 Minuten Redezeit; wer dann noch sprechen wolle, könne seine Meinung schriftlich darlegen.

Als Michail Gorbatschow um 20.15 Uhr das Wort ergriff, um den Deputierten für die verantwortungsvolle Arbeit zu danken, und das sich neu herausgebildete Verhältnis zwischen Legislative und Exekutive würdigte, waren die beiden Gesetzentwürfe bestätigt. War eine neue Orientierung der Arbeit gegeben, die – so Gorbatschow – nun an jedem Ort zu verwirklichen sei. Das Ergebnis der Abstimmung: dafür 398 Deputierte, 13 Gegenstimmen, 11 Enthaltungen beim Planprojekt, und ebenso beim Staatshaushaltsentwurf: 374-17-18.

Fast zwanzig Mal hatten sich die Volksvertreter an diesem Tag zu entscheiden: zwischen Dafür, Dagegen und Enthaltung. Neben Verfahrensfragen ging es um Ergänzung einzelner Paragraphen, Zusätze, die noch in der Debatte vorgebracht wurden. Zehn Abstimmungen gab es allein um einen Punkt, den der Deputierte Kutscherenko im Auftrag der Kommission Plan und Finanzen vortrug: Um 2,9 Milliarden Rubel für zusätzliche Maßnahmen im Gesundheitswesen, für die Volksbildung, Kultur- und Sozialmaßnahmen, für Rentner und Invaliden zu bekommen, müßten Preiserhöhungen vorgenommen werden, damit das Defizit im Plan von 60 Milliarden Rubel sich nicht noch erhöht. Durch eine 30prozentige Preiserhöhung bei Tabak sollten 1500 Millionen Rubel gewonnen werden, 800 Millionen Rubel durch Bierpreiserhöhungen um 2 Prozent, und Delikatessen wie Kaviar, Dorschleber, Lachs sollten 300 Millionen Rubel verschaffen. Auf einmal Unruhe im Saal. Alle Mikrophone

Fortsetzung auf Seite 40

Oksana Bulgakowa

Mein Plädoyer für „Die Reue"

Unsere Autorin ist Filmwissenschaftlerin und Kritikerin, Mitglied des Verbandes der Film- und Fernsehschaffenden der DDR. Sie hat von 1973 bis 1978 an der Moskauer Filmhochschule studiert und weist sich seither in Betrachtungen wie Essays als gründliche Kennerin der sowjetischen Kinematographie aus. Sie schreibt hier über Geschichte und Entstehungsgeschichte von Tengis Abuladses weltbekanntem Film „Die Reue", sie nennt ihn einen „Symbolfilm der Perestroika" und verschweigt nicht die Schwierigkeiten, die diesem Werk auch in der Sowjetunion den Weg an die Öffentlichkeit erschwerten. 1984 fertiggestellt, lag er drei Jahre „auf Eis" und wurde erst 1987 im Moskauer Kino „Tbilissi" uraufgeführt. Der Dramatiker Michail Schatrow wertete ihn als bedeutendes Ereignis auf dem Gebiet der Kunst, im politischen Leben des Landes. Der Film bekam in der Sowjetunion hervorragende Kritiken, zog aber ernüchternd wenige Zuschauer – nur 13 Millionen – an, errang die höchste Auszeichnung, den Leninpreis 1988.

Aphoristische, bildhafte Verkürzungen, parabelhaft erzählte Geschichten versuchen die georgischen Filmemacher schon immer gegen die grobe Abbildnatur des Films zu setzen. „Die metaphorische Lakonik ist die Formel des orientalischen Denkens", meinte dazu der georgische Regisseur Eldar Schengelaja. „Realismus ist und bleibt ein Produkt des europäischen analytischen Denkens. Die orientalische Kultur dagegen strebt nicht nach Abbildung, sondern stets nach Symbolik, Parabel, Ornament. Und die georgische Kultur steht an der Scheide, dazwischen. Sie vereint die christlich-europäische Kultur mit der des Orients. Das hat seine Auswirkungen bis in unsere Zeit. Bis in den Film. Kino – dieses technische Novum Europas – wird mit der Poetik des Orients konfrontiert." Das also sorgt für die Besonderheit des georgischen Kinos. Und es begründet zum Teil den Erfolg seines bedeutendsten Films der letzten Jahre – „Die Reue". Der Regisseur Tengis Abuladse (Jahrgang 1924) begann als „georgischer Neorealist", angeregt vom italienischen neuen Realismus, aber mit anderem sozialen Hintergrund. Dann machte er eine aufsehenerregende Parabel „Das Gebet" (1968), den ersten Teil seiner über 15 Jahre reichenden Filmtrilogie, zusammen mit „Baum der Wünsche" (1978) und „Reue" (1984).

„Das Gebet", nach dem Versepos des georgischen Dichters Washa Pschawela, konfrontiert Vorstellungen von Rache und Barmherzigkeit, projiziert auf die Feindschaft zwischen georgischen Moslems und georgischen Christen. „Baum der Wünsche" wirkt wie ein Abriß verkürzter Motive des georgischen Films. Die Zeit der Handlung, Anfang des Jahrhunderts, wenn man von der literarischen Vorlage, den Novellen Georgi Leonidses, ausgeht. Das erste Bild setzt Zeichen fürs Ganze: Inmitten eines weiten Feldes mit blühendem roten Mohn stirbt ein weißes Pferd. Seine kitschige Schönheit und schwere Metaphorik, das Feld ist vom Blut der getöteten Feinde durchtränkt, der Tod des Schimmels ist eine symbolische Rache dafür, wird rasch verdrängt durch eine Galerie skurriler Dorfkäuze, ständiges Ornament der folkloristischen Komödie: Ein Dorflehrer predigt mit Stielaugen die Macht Georgiens, ein Armer sucht nach dem Baum der Wünsche, ein Anarchist beschwört den technischen Fortschritt, sein Gegenspieler die Traditionen. Sie amüsieren den Zuschauer, der zum gerührten Zeugen einer romantischen Liebesgeschichte wird. Doch die Liebenden werden getrennt, und es kommt zu Tragödien: Der Träumer erfriert auf dem Baum, der Anarchist wird erschlagen, das Mädchen mit Steinen beworfen, der Junge getötet... Dabei erzählt Abuladse kein gesellschaftskritisches Drama, etwa über die Rückständigkeit des Dorfes oder soziale Unterschiede, die die Liebenden trennen; seine Helden streiten nur über Ideen und existieren, wie es scheint, von der Luft. Sie leben in ihren Träumen und Utopien, während auf der Erde schmutzige und blutige Dinge passieren. Leben und Ideen klaffen auseinander, doch es finden sich Menschen, die sie wieder zusammenbringen wollen. Es sind die Förster für die Bäume der Wünsche!

Hätte Abuladse nicht diesen Film über solch einen „Förster" mit Namen Warlam gedreht, „Baum der Wünsche" bliebe als Album georgischer Motive stehen. Die hohe Symbolik seiner beiden ersten Streifen ist aufgehoben in der schrillen Burleske „Die Reue". Für den Regisseur eine völlige Umkehrung der Vorstellung von gutem Geschmack, Humor, Filmkunst, schließlich die Darstellung tragischer und historisch authentischer Inhalte. Dazu verhalf ihm eine junge Frau: Nana Dshanelidse, Schwiegertochter und Regiestudentin. Als seine Ko-Autorin hatte sie die Lebenserinnerungen der Menschen, die durch Stalins Straflager gegangen waren, auf Band gezeichnet und zu einem Drehbuch verdichtet. Es war 1981 fertig, der Film – keiner hatte recht daran geglaubt, daß er gedreht werden durfte – war 1984 beendet. Pate dabei stand Eduard Schewardnadse, damals noch 1. Sekretär der KP Georgiens.

„Die Reue" erwächst aus den authentischen Begebenheiten und der „dicken" Kulturschicht, auf die sich seine Metaphern gründen. Der Film hat einen höchst eleganten, kreisförmigen Bau und spielt mit der steten Verunsicherung des Zuschauers, reißt ihn zwischen Schauer, Lachen, Erkennen der geschichtlichen Tatsachen und Allegorien, zwischen Tragödie und Farce ständig hin und her.

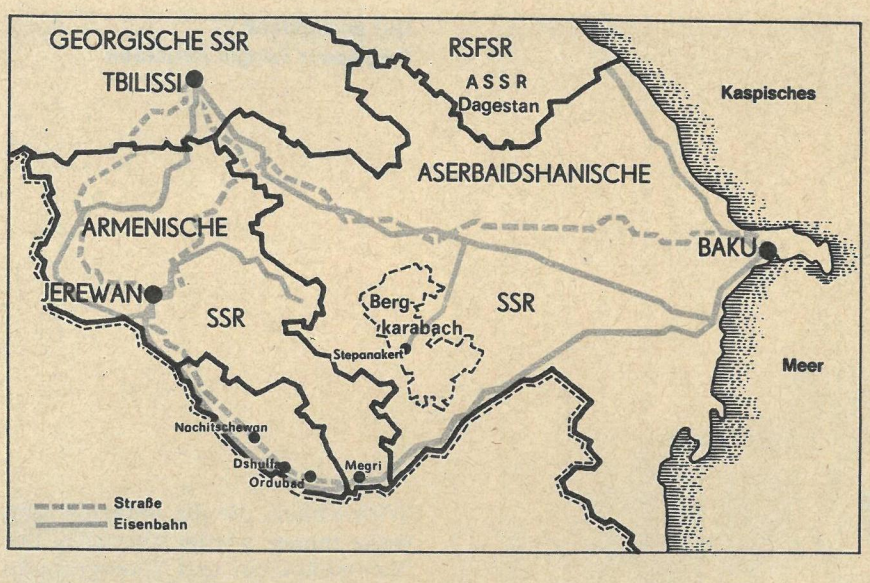
Eine schöne Bäckerin formt in der Küche fleißig Sahnerosen und Kremkathedralen zur Verzierung für Torten, schaut in die Zeitung und erfährt da vom Tod des großen Mannes Warlam Arawidse. Der Zuschauer landet im ersten Kreis. Begräbnis, Reden, Rückkehr der situierten Familie vom Friedhof nach Hause, und plötzlich der entsetzte Aufschrei: Der Tote sitzt in seinem Garten unter dem Baum. Und so jeden Morgen. Man sucht den Grabschänder und faßt eine Frau, ihr wird ein Prozeß gemacht. Im Saal – eine Mischung aus mittelalterlichen Ritualen und gelangweilter, heutiger Bürokratie – steht die Tortenbäckerin vor Gericht. Sie erzählt die Geschichte, die in den zweiten Kreis versetzt. Ihre Geschichte über Diktator und Volk wird als „kleine Begebenheit" in der Chronik eines namenlosen Städtchens dargestellt. Warlam, Vater seines Volkes, rottet die Bevölkerung aus. Allmählich verschwinden so alle Menschen mit dem Namen „Darbaiseli", Pseudonym für den Namen Amilachwari. Er löscht die alte Kultur, das historische Gedächtnis, läßt die berühmte Kathedrale schänden und später sprengen... Warlam versucht den Maler Sandro erst mit dessen Auserwähltheit zu verführen, dann vernichtet er ihn und seine Frau. All das verhüllt in die bekannten Reden vom Gemeinwohl. Eines Tages stürzt dieser „fleißige Förster", seine Schuld wird den Umständen zugeschrieben, alle werden für unschuldig erklärt, nur die Tochter des Malers verflucht das allerorts gefeierte Vergessen. Sie wird vom Gericht für verrückt erklärt, nun mag der Frieden in Arawidses Haus zurückkehren. Doch da begeht dessen Enkel Selbstmord. Mit dem Gewehr des Großvaters Warlam. Nun muß Warlams Sohn, Abel, die Leiche ausgraben, sich damit zur Schuld des Vaters bekennen... Und der Zuschauer findet sich wieder in der Küche. Die Zeitung ist zugeschlagen, die Torten sind abgeholt. Gab es das alles – oder war es nur Phantasie? Der Kreis ist geschlossen, zu entschlüsseln bleibt das letzte Bild: die Straße als Symbol des Lebensweges. Eine alte Frau, den Rucksack eines Lagerheimkehrers schleppend, fragt, wie die Straße heiße und ob sie zur Kathedrale führe. Es ist die Warlam-Straße, und sie führt nicht zur Kathedrale, antwortet die Bäckerin. Wozu dann diese Straße? Mit dieser Frage entläßt uns Abuladse ins Heute. Die alte Frau, gespielt von der großen Tragödin des georgischen Films, Weriko Andshaparidse, geht weiter. Sie starb am Tag der Filmpremiere.

Diese Geschichte ist inszeniert als perverser Maskenball, nicht ohne Absicht werden Warlam und sein

Der georgische Regisseur Tengis Abuladse

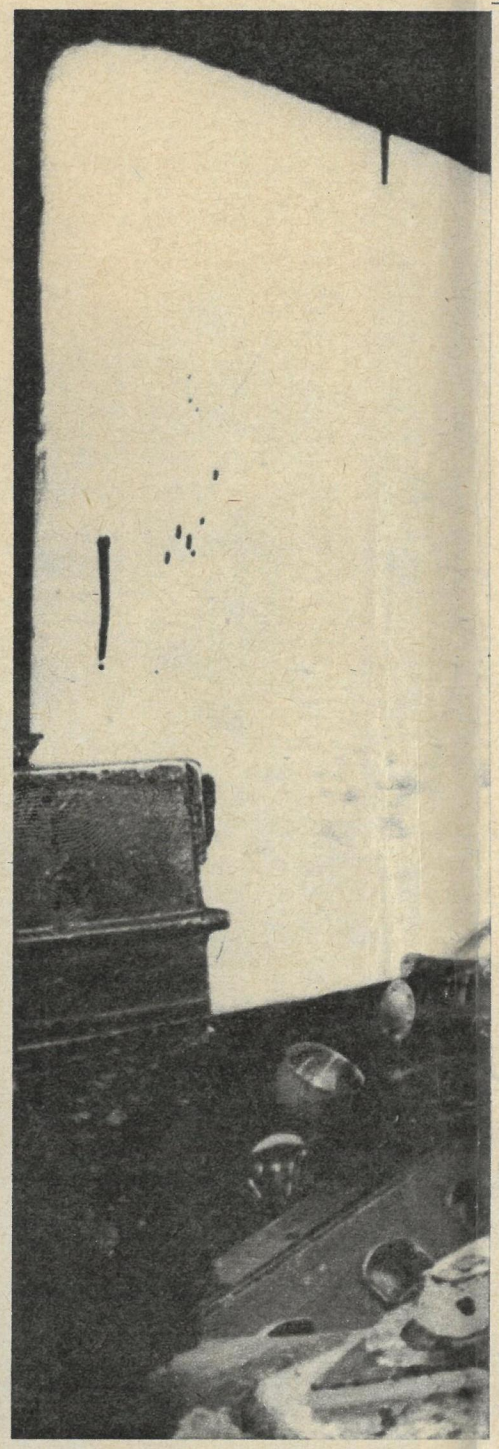
Sohn Abel von dem gleichen Darsteller verkörpert. Die Lebenszeit des ersten ist unbestimmt, die des zweiten deutlich in der Gegenwart angesiedelt. Zu Warlams Zeit gibt es Verhaftungen, die wie ein Ritual ablaufen: „Friede diesem Haus" verkünden seine als mittelalterliche Ritter verkleideten Sicherheitsbeamten. Hysterische Reden sind obligatorischer Bestandteil der theatralisierten Öffentlichkeit, begleitet vom schaurigen Bild des Strangs mit dem Raben darauf. Der Untersuchungsrichter steckt in einem weißen Frack. Der Tyrann rezitiert Shakespeare-Sonette, singt die Troubadour-Arie und springt aus dem Fenster wie ein Zirkusclown, oder ist er gar der Leibhaftige? Die unendliche Schlange wartender Angehöriger vor dem Gefängnistor wird vom Walzer aus René Clairs „Unter den Dächern von Paris" begleitet, der Maler zu den Klängen von Beethovens Schlußchor „Seid umschlungen, Millionen!" hingerichtet. Außerhalb Georgiens wurde „Die Reue" nach der bekannten Symbolik, nach den zu Comic-Figuren gewordenen Prototypen entschlüsselt: die Uniform von Mussolini, die Brille Berijas, der Schnurrbart von Hitler – ein „Vexierbild" für Tyrannen, sein Name „Arawidse" ist von dem georgischen Wort „niemand" abgeleitet.
So vieles ist in diesem Film dokumentarisch, ja pure Abbildung der Wirklichkeit, die die erdachte Groteske immer wieder übertrifft. Die Tortenbäckerin und Totengräberin erinnert an Ketewan Orachelaschwili, die Tochter des unter Stalin hingerichteten 1. Sekretärs der KP Transkaukasiens. Sie lebte übrigens später auch vom Tortenbacken. Die Szene mit den angeschwemmten Baumstämmen, in die Gefangene ihre Namen als letzte Botschaft gekerbt hatten, ist authentisch, ebenso die Ausrottung der Namensvettern. In Georgien gibt es laut Tengis Abuladse seit dieser Aktion keine Menschen mehr mit dem Familiennamen Amilachwari. Die geschändete Kathedrale steht in Batumi, auch die Wohnung des Malers ist keine gebaute Dekoration. Selbst der Satz in seiner Verurteilung wegen Spionage, wonach er mit anderen einen „Tunnel zwischen Bombay und London" gegraben haben sollte, ist bezeugt. Doch was geschieht mit diesen dokumentaren Details im Film? Die Torten der Bäckerin mit den Kremkathedralen darauf sind bildlicher Ausdruck für einen Umgang mit Geschichte – Selbstverdrängung und Nachstellung – zum süßen, wohlbekömmlichen Verzehr. Dem Brechtschen Modell des Durchschaubarmachens sozialer Strukturen, bemerkte ein Filmtheoretiker, setzt Abuladse ein anderes Konzept entgegen: Undurchschaubarkeit, Maskenball, die Irrationalität geschichtlicher Vorgänge. Und wahrscheinlich war das so ungewohnt und erschreckend, daß es manche so scharf bemängelten. „Die Reue" wurde zum Symbolfilm der Perestroika. Kein Appell an Gestern, er wendet sich an die Heutigen. Sie müssen mit der eigenen, realen Geschichte leben und verstehen, wie aus Utopie eine Antiutopie werden konnte. Sie dürfen die begangenen Verbrechen nicht verschweigen, denn Millionen Opfer von damals bedeuten Vertrauensverlust heute. Abuladse beschwört keine Rache, seine „Reue" versteht er als aktive Tat auf dem Weg zur geistigen Befreiung.
Der Film lief in vielen Ländern der Welt, in fast allen sozialistischen auch, und ich wünschte mir ihn für ein mündiges Publikum bald in den Kinos der DDR.

Foto: Dietmar Hochmuth



Fahrt ins Ungewisse

Die Strecke Baku-Jerewan (siehe Karte) war immer problematisch. Mitunter rücken die Felsen auf der einen Seite direkt bis an die Gleise heran, und auf der anderen verläuft die Staatsgrenze zum Iran. Für vieles hat man Vorsorge getroffen: Überdachungen schützen vor Steinschlag, mit Stacheldraht verbundene Grenzpfosten sind zwei Meter vom Gleisbett entfernt gesetzt. Aber an Schutzvorrichtungen gegen die innere Fehde, die einem ganzen Volk die Lebensader zerschneidet, hat keiner gedacht...
Die sowjetischen Journalisten Leonid Miloslawski (Text) und Pawel Kassin (Fotos) berichten für FREIE WELT von der Eisenbahnblockade in Transkaukasien.



Rund 400 Kilometer sind es von Aserbaidshans Hauptstadt Baku bis zum Megrinsker Bezirk in Armenien, 46 Kilometer darauf kommt erneut aserbaidshanisches Territorium: die Autonome SSR Nachitschewan. Nach weiteren 202 Kilometern führt die Strecke wieder durch Armenien, bis nach Jerewan. Mit der Blockade im September erhielten auf der politischen Karte der Sowjetunion plötzlich die Eisenbahngrenzen der Republiken Gewicht. Auf Weisung ihrer „Volksfront", einer nationalen Bürgerbewegung, lehnten es aserbaidshanische Eisenbahner ab, Güter nach Armenien zu befördern. Erst als im Kreml erörtert wurde, über die lebenswichtige Strecke den militärischen Ausnahmezustand mit all seinen Konsequenzen zu verhängen, fuhren die ersten Züge wieder nach Jerewan. Als letzter Blockadetag wurde auf der Tagung des Obersten Sowjets der UdSSR ultimativ der 9. Oktober festgelegt. Wir trafen an diesem Tag in Baku ein und begleiteten den 90. Zug in Richtung Armenien.

Bei unserer Ankunft in der armenischen Hauptstadt wieder neue Hiobsbotschaften: Auf dem armenischen Streckenabschnitt würden Megrinsker Kampfgruppenleute die Züge beschießen. Dazu der Kommentar von Hikment Gadshisade, Vorstandsmitglied der „Volksfront" in Baku: „So unglaublich ist das gar nicht. Die Armenier wollen den Eisenbahnverkehr stoppen, damit bei uns Truppen des Innenministeriums eingesetzt werden..." Aber die Reaktion der Unionsregierung: 200 Soldaten werden nach Armenien entsandt, um den 46 Kilometer langen Megri-Abschnitt zu schützen.

„Überlegen Sie doch selber", sagte man uns in Jerewan. „Wie können Armenier Transporte beschießen, die nach Jerewan gehen? Wissen sie doch, daß die Republik, fast gänzlich ohne Lebensmittel, Treibstoff und Baumaterialien für das Erdbebengebiet, einem Hungerwinter entgegensieht!" Und Saur Gasparjan, Leiter der Hauptverwaltung für innere Angelegenheiten des Transportwesens, macht im Rayonparteikomitee von Megri den Vorschlag, jeden Zug außer durch zwei bewaffnete Soldaten von Transportmiliz begleiten zu lassen; zumindest wäre das ein Schutz gegen die Gerüchte...

Um Zeit zu sparen, hatten wir die Autostraße nach Megri genommen. Das sollte sich als richtig herausstellen: Der Zug nach Baku, mit dem wir hätten fahren können, kam nicht an. Der gesamte Eisenbahnverkehr war erneut unterbrochen worden. Warum? Tags zuvor hatte man in Megri einen Lkw aus dem Dorf Njuwada, der letzten aserbaidshanischen Ansiedlung auf dem Territorium des Gebiets, durchsucht und zwei selbstgefertigte Sprengkörper entdeckt, die in die Bakuer Zeitung „Wyschka" („Turm") eingewickelt waren (Foto rechts). Der Kraftfahrer wurde von den Sicherheitsorganen verhaftet. Daraufhin stoppten die Bewohner von Njuwada den aus Jerewan kommenden Schnellzug nach Baku. Daß es zu keinen Exzessen kam, ist nur jenen couragierten aserbaidshanischen Fahrgästen zu verdanken, die ihre armenischen Mitreisenden versteckten. Offenbar enttäuscht von der „mißlungenen" Aktion, gab die „Volksfront" in Baku wenige Stunden später den Befehl, nunmehr sämtliche Züge auf der Strecke anzuhalten.

Ich rief aus dem Arbeitszimmer des 1. Sekretärs des Rayonparteikomitees von Megri im Streikkomitee in Baku an. „In Megri sind sechs Maschinisten verhaftet worden", lautete die Antwort dort. „Wenn ihr den letzten auf freien Fuß gesetzt habt, geben wir die Strecke frei."

Ich sah die Verblüffung der armenischen Genossen neben mir. Kein Wort davon war wahr! Die „Volksfront"-Führer machten offenbar nicht einmal den Versuch, Behauptungen und Tatsachen zu trennen. Warum? Wollten sie sich das Ende des Streiks dank des Sieges des gesunden Menschenverstands

nicht eingestehen? Wollten sie nicht zugeben, daß die Blockade als politisches Kampfmittel nicht der richtige Weg für die Lösung von Problemen, welcher Art auch immer, sein kann?

Ein weiterer Blick auf die Karte zeigt übrigens, daß Armenien nicht blockiert werden kann, ohne dabei die Autonome Republik Nachitschewan ebenso von der Versorgung abzuschneiden. Hier müßten also nach einem Monat die gleichen Anzeichen des Mangels zu bemerken sein wie in den armenischen Städten und Dörfern. Aber weder in Ordubad noch in Dshulf oder gar in Nachitschewan haben wir nur eine der jetzt in Armenien so typischen Menschenschlangen gesehen, wo stunden- und manchmal tagelang nach Benzin und Lebensmitteln angestanden wird. Eine Erklärung dafür: Während der Blokkade sind an Megri vorbei über den armenischen Streckenabschnitt ungehindert ca. 200 Züge nach Nachitschewan gegangen. Und eine andere Version, die wir in Megri hörten: In Dshulf und Nachitschewan werden von den für Jerewan bestimmten Zügen Waggons mit Lebensmitteln abgekoppelt, die in Nachitschewan verbleiben. Wir haben keine Bestätigung dieser Gerüchte gefunden. Der Zug, mit dem wir in Dshulf eintrafen, bestand aus 52 Waggons: mit Baustoffen, Fertighäuschen für die Erdbebengeschädigten, Bautechnik. Der Zug war in Baku zusammengestellt worden, und bis Iljitschewsk, dem letzten großen aserbaidshanischen Bahnhof, ist kein einziger Waggon abgehängt worden. Und es kam auch nichts hinzu – einmal abgesehen von zwei toten Hunden, die jemand aufs Dach des Viehwagens warf…

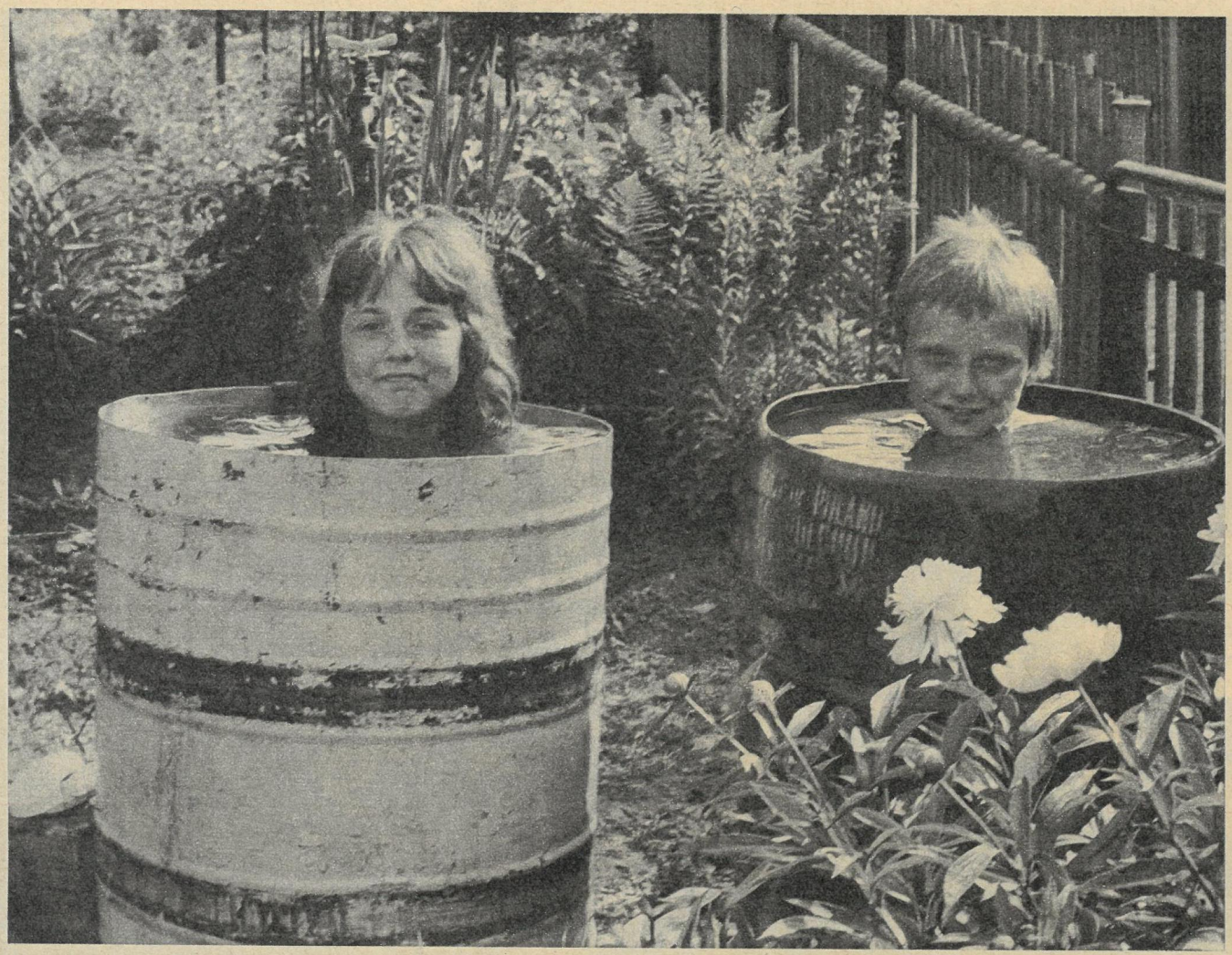
In Iljitschewsk wurde die Lokomotive abgekoppelt. Bald soll aus Richtung Jerewan eine Elektrolok mit einer armenischen Brigade und einem armenischen Begleitmilizionär eintreffen. Zeit, eine Zwischenbilanz des langen Weges zu ziehen. „Diebstahl? Beschädigungen der Fracht? Die Häuschen sind zerbrochen? Sie können schon dort beschädigt worden sein, wo sie angeliefert wurden: in Kasachstan und Rußland. Die armenische Seite beschwert sich, daß die Tankwagen oft leer oder nur halbvoll ankommen. Das zu kontrollieren, ist sehr schwer, da es faktisch keine Meßtechnik gibt…“ Und wir haben keine Möglichkeit, die Worte des Fachmanns zu überprüfen.

Die Lokomotive wird angekoppelt. Der Lokomotivführer Martin Saakjan (Foto oben) hat den Gegenzug vorbeigelassen und führt seinen in Richtung Ararat, der ersten großen armenischen Station. „Ja, hier gibt es keinen Streik“, sagt er. „Und wir hatten auch niemals Zusammenstöße mit den aserbaidshanischen Brigaden. Die Züge fuhren normal, nach Fahrplan. Aber bei uns in Armenien wirkt die Blockade im Grunde genommen weiter: Wir haben zwar die Technik heranfahren können, die wir benötigen, aber sie steht herum – kein Treibstoff! Und so ist es in der ganzen Republik. Ja, man übt von außen keinen Druck mehr auf uns aus, aber die Situation ist nach wie vor äußerst angespannt…“

Wir machen dazu auf der Autostraße unsere eigenen Beobachtungen: An der Grenze zwischen den Bezirken Ordubad und Megri stehen an einem selbsterrichteten Schlagbaum Nacht für Nacht verstärkte Wachabteilungen der Einwohner auf Posten. Auf aserbaidshanischer Seite treffen wir in einer Scheune einen Milizionär, den Chefarzt des örtlichen Krankenhauses, einen Anästhesisten, einen Therapeuten sowie etwa fünf weitere Freiwillige. Sie würden aufpassen, daß aus Armenien keine bewaffneten Extremisten herüberkommen.

Nein, die Signale der Eisenbahn, die nunmehr wieder auf Freie Fahrt stehen, gelten hier nicht als Zeichen für eine friedliche Zukunft. Die „Volksfront“ Aserbaidshans baut an dieser Stelle vielmehr für ihre Wachabteilung ein dauerhaftes Haus aus Stein. Der Weg daran vorbei wird für manchen Reisenden noch lange eine Fahrt ins Ungewisse bleiben.

Zeichnung: Jochen Arfert



Detlef Hanßen, Berlin,
Fotozentrum 102

Schelmereien

Andreas Sandrock,
Leipzig,
Fotozirkel
VEB Werkstoff-
prüfungen

Die Preisträger unseres Wettbewerbs der Fotoclubs veröffentlichen wir im Heft 26.

Wolfgang Umlauft, Stralsund,
Fotozirkel
Kulturbund

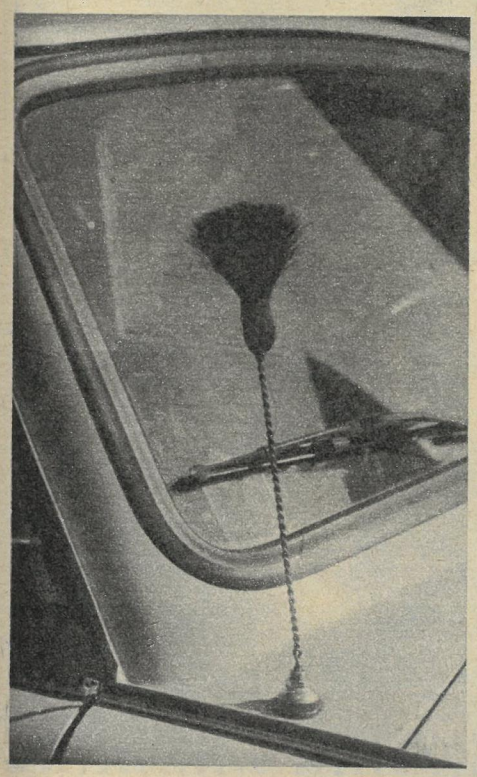
Gerd Feder,
Riesa, „fotoclub
ferrum“ (links)

HEUTE
UND
HIER

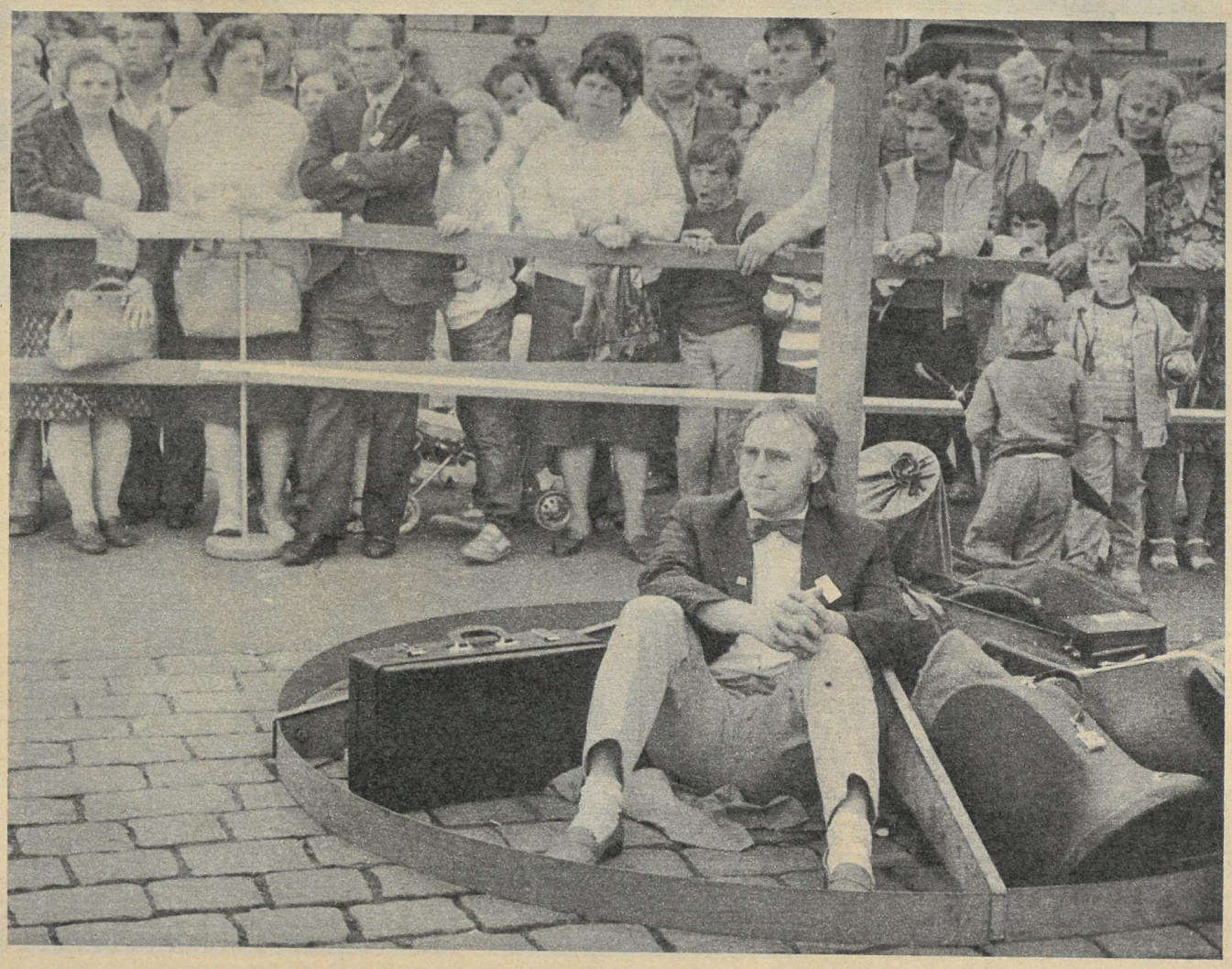
WIR

Unter dem Motto „Subjektiv durchs Objektiv“ startete die Redaktion die große FREIE-WELT-Fotoaktion in Heft 12/1989. Uns erreichten 156 Einsendungen von Fotoclubs mit etwa 3000 Farb- und Schwarzweißaufnahmen, die Motive aus dem Alltag unserer Republik zeigen. In den letzten Heften druckten wir auf 30 Seiten jene Bilder aus unserem Leben. In dieser und den nächsten Ausgaben setzen wir die Foto-Folge auf den Mittelseiten fort.

Walter Wawra, Potsdam, Fotoclub Potsdam

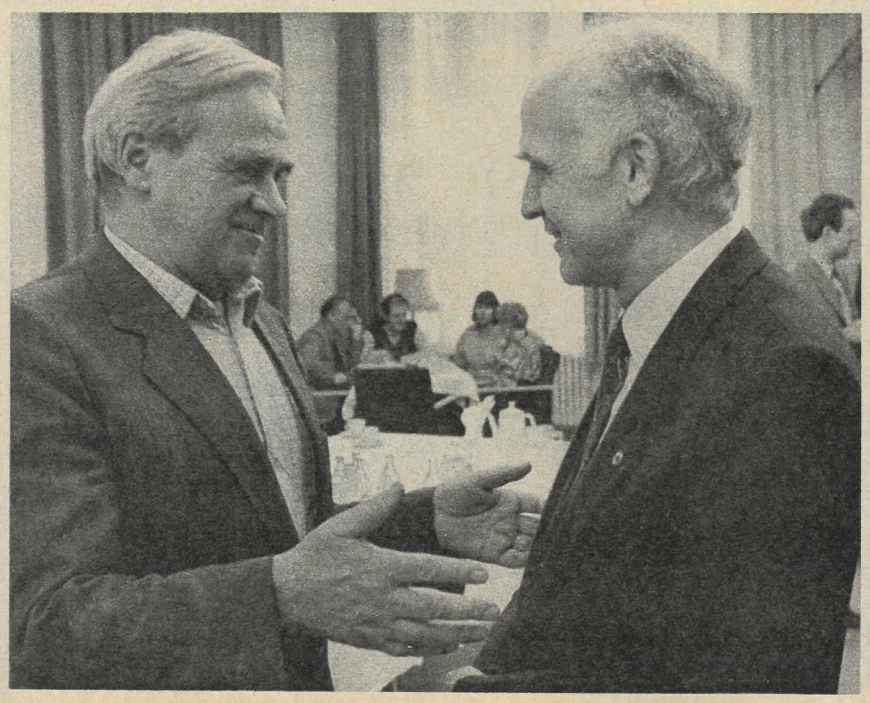


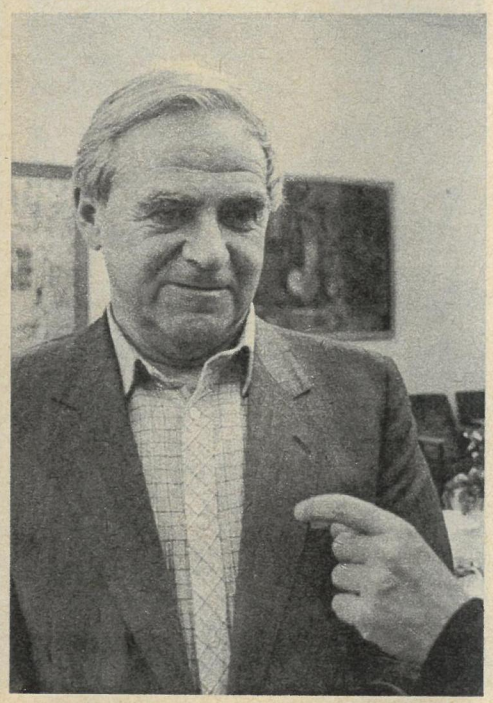
Reinhard Kärbsch, Kamenz, Fotoclub Kamenz



Autor Daniil Granin, Verleger Jürgen Gruner, Kulturpolitiker Klaus Höpcke (v. l. n. r.) – stellvertretend für eine engagierte Gemeinde, die das schöne, schwierige Bemühen eint, literarische Impulse in die bereite Leserschaft zu befördern.

Daniil Granin und Klaus Höpcke – die schwierigsten Kinder sind meist die liebsten und binden ihre Väter.





Roger Melis fotografierte 1987 im Verlag Volk und Welt.

„Glücklicher Tag“, stünde bei mir unter dem 25. September, wenn ich Tagebuch führen würde. An jenem Tag war unter Bezugnahme auf eine in der „Iswestija“ am 4. September 1989 veröffentlichte Mitteilung endlich entschieden, daß die DDR-Ausgabe von Daniil Granins Roman „Sie nannten ihn Ur“ (russisch: Subr = der Wisent) an unseren Buchhandel ausgeliefert werden konnte. Die Mitteilung besagte, in den Militärarchiven seien Timofejew-Ressowski „auf irgendeine Weise kompromittierende Fakten nicht gefunden“ worden. Solche Fakten waren vermutet worden, weil Timofejew-Ressowski, dessen Leben dem Roman Granins zugrundeliegt, als sowjetischer Genetiker in Buch bei Berlin gearbeitet hatte und während der Jahre der Naziherrschaft nicht in seine Heimat zurückgekehrt war.

Nun, da der Zweifel, er könnte sich in dieser Zeit hier beschmutzt haben, ausgeräumt ist, können wir uns um so aufmerksamer mit der Denk-, Lebens- und Arbeitsweise dieses ungewöhnlichen Menschen beschäftigen. Vielen ist er ein Vorbild im Dienst an der Wissenschaft gewesen. Seine Fähigkeit, neue Ideen und Konzeptionen zu wagen, seine Freiheit von geistigen Fesseln, sein Mut zur humanistischen Tat – das sind Werte, deren der Mensch immer bedarf. In Phasen des Aufbruchs zu neuen Erkenntnissen und zu neuen wirklichkeitsverändernden Schritten aber spüren wir den Wert dieser Werte besonders intensiv. Dank Granins Forscherdrang und Gestaltungskraft wird der „Ur“ für uns zum Impulsgeber für unruhevolles Vorwärtsdrängen.

Seine Impulse fließen zusammen mit Ideen, wie sie durch Lektüre anderer Werke der sowjetischen Literatur gewonnen oder bestärkt wurden. So durch Aitmatows Warnruf in „Der Tag zieht den Jahrhundertweg“, daß Gedächtnisraub Menschlichkeitszerstörung bedeutet, und seine Enthüllung des Zusammenhangs von Verbrechertum und ökonomischen Regelungen, die Mensch und Natur mißachten, im Roman „Die Richtstatt“.

Auch im weltweit geführten Gedankenaustausch über Toleranz zwischen Weltanschauungen und Religionen im Interesse der Menschen hat dieses Buch uns für lange Zeit noch viel zu sagen.

Oder nehmen wir eines der Bücher von Wladimir Tendrjakow zur Hand, dem Aufklärer und Zuspitzer. Zum Beispiel seine jüngst erschienene Geschichte „Die sauberen Wasser von Kitesh“, eine Groteske zu einem Typ von Journalistik, der zu überwinden ist, wenn Lebensverbundenheit durchgesetzt werden soll.

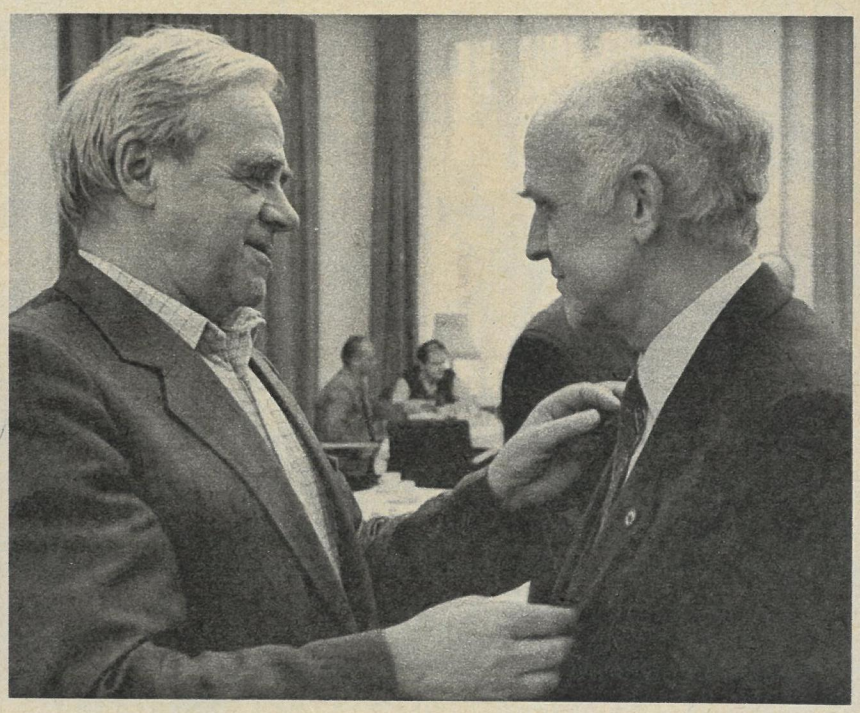
Und Juri Trifonows Moskauer Stadtnovellen mit den tragischen Schicksalen sowjetischer Intellektueller, Abramows Trilogie über die Schwere des Lebens der Bauern, Astafjews „Der traurige Detektiv“, Rasputins „Der Brand“, Bykaus fortgesetzte moralische Analysen von Bewährung und Verrat am Beispiel vom Verhalten im Krieg: Wer diese und andere Werke sowjetischer Belletristik der 70er und 80er Jahre gelesen hat, der war erfüllt von dem Gedanken: Umgestaltung tut not. Das materielle Leben des Volkes muß verbessert werden. Gründlichst zu ändern ist der geistige und politische Umgang der Menschen miteinander in der Gesellschaft.

Als Ende Oktober dieses Jahres anläßlich der Tage des sowjetischen Buches in der DDR viele Freunde des Schaffens der UdSSR-Autoren zur 27. Literaturkonferenz des Bezirkes Erfurt zusammenkamen, wurde der Beitrag von Werken der künstlerischen Literatur der Sowjetunion zur emotionalen und philosophischen Vorbereitung der Umgestaltung unter vielen Gesichtspunkten untersucht. Das Thema – wie sich denken läßt, schon vor längerer Zeit formuliert und ausgedruckt verschickt – lud zu feinsinnigen Betrachtungen ein: „Die Sowjetliteratur und die Kunst des Lesens“. Alle Versammelten – referendierende wie zuhörende – übten sich in dieser Kunst. In eingangs skizzierter sowie in weiter vertiefender Weise. Und sie setzten, besser sage ich, da ich dabei war: wir setzten die Kunst des Lesens natürlich auch in Beziehung zur Kunst des Sehens (von Filmen zum Beispiel) und zur übergreifenden Kunst des Verstehens.

Die kulturellen Bande zwischen der Sowjetunion und unserem Land sind stabil und deshalb beanspruchbar. Diese Beziehungen sind differenzierter und mithin komplizierter geworden. Oder um es mit weniger Latein zu sagen: Gewachsen ist die Vielfalt der Beziehungen. Gelegentlich beträchtlich wurde die Verschiedenartigkeit von Fragestellungen – und von ihnen zugrundeliegenden Problemen – in beiden Ländern. Daraus ergeben sich nicht selten Schwierigkeiten, die man früher so nicht gewohnt war. Sie zu bewältigen, muß gelernt werden. Wenn die widerspruchsreiche Umgestaltung im gesellschaftlichen Leben der Sowjetunion in literarischen Werken widergespiegelt wird, dann sind unsere Leser, wie gesagt, darauf vorbereitet durch die Romane, Erzählungen und Dramen, die ihnen Notwendigkeit und Voraussetzungen der Umgestaltung nahegebracht haben. Doch sicher wird es auch höhere Anforderungen an die Souveränität beim Lesen geben. Wer sich auf die Lektüre solcher literarischen Werke des Bruderlandes einläßt, der weitet seine Aufgeschlossenheit für Erfahrungen anderswo und hat die Chance, eine wichtige Fähigkeit zu gewinnen oder zu stärken: die Fähigkeit zum vorurteilsfreien Umgang mit den Erfahrungen von Freunden.

Klaus Höpcke:

Impulsgeber für unruhevolles Vorwärtsdrängen



Anatoli Pristawkin und sein schmerzlicher Roman

VOM WIR ZUM ICH

Ein wenig bedrückt wirkt er, wie er da so bescheiden nach vorne geht, aufs Podium. Ein Gast zur „Woche des sowjetischen Buches", ein Schriftsteller. Anatoli Pristawkin. Eines Romanes halber hergereist aus Moskau, mit dem wir nun zu leben haben: „Schlief ein goldnes Wölkchen". Möge das Rezensieren kompetenteren Leuten überlassen bleiben – aus der Geschichte der pfiffigen Zwillinge Saschka und Kolka jedenfalls geht man als ein anderer heraus. Wissender, schmerzlich berührt, keineswegs zufriedener. Pristawkin hat ein Stück eigenen Erlebens literarisch geformt, das „wie ein Feuer in mir brannte, bis es endlich heraus war". Die Kusmin-Zwillinge, ausgehungerte Zöglinge eines Moskauer Waisenhauses, treffen im Sommer 44 im Kaukasus ein. Sie sollen eine Gegend besiedeln, aus der kurz zuvor ein ganzes Volk, die Tschetschenen, auf Stalins Befehl unter dem Vorwurf der Kollaboration mit den Deutschen nach Sibirien ausgesiedelt worden war. Sehr bald entpuppt sich das vermeintliche Paradies für seine neuen Bewohner als die Hölle, denn nicht alle Tschetschenen sind abgereist. In den Bergen halten bewaffnete Trupps sich versteckt, die sich zur Wehr setzen gegen die Fremden, die ihre Häuser bezogen und ihre Felder abzuernten sich anschicken. „Banden" nennt sie noch heute die offizielle, die öffentliche Sprachregel, Pristawkin spricht von „Partisanen", die ihre Heimat nicht kampflos preisgeben wollten. Im Spannungsfeld dieser Begriffe drückt sich für ihn zugleich der Zustand mangelnder Aufarbeitung geschichtlicher Sachverhalte aus. Ohne diese löse sich bis heute kein einziger Nationalitätenkonflikt…

Pristawkin ist der erste sowjetische Autor, der sich dem Gegenstand der Austreibung eines ganzen Volkes mit literarischen Mitteln nähert. „Wir müssen", sagt er, „die Verbände abreißen, auch wenn uns das, was dann zum Vorschein kommt, entsetzt." Er vergleicht sich einem blinden Pferd, das immer im Kreise geht, immer zu dem einen Punkt zurückkehrt, der schweren Kindheit: „Damals hatte die Verwahrlosung der Kinder die ganze Sowjetunion erfaßt. Millionen Väter und Mütter waren an der Front. Millionen saßen in den Lagern. Dazu die unsagbar schwere Arbeit der Frauen im Hinterland. Meine Mutter arbeitete zwölf Stunden täglich an der Werkbank, sie starb an Tuberkulose. Wie viele Kinder von ‚Volksfeinden' habe ich gesehen. Weder sie noch ich wußten etwas um die Zusammenhänge. Keiner begriff, warum der Vater nicht schreibt und die Mutter sie nicht besucht…" So entstanden zwangsläufig kleine Verbrecher, Entwurzelte, Besprisorniks genannt. Pristawkin hat als einzige stoffliche Erinnerung an diese Zeit noch ein Messer in seinem Besitz: Eine starke Klinge mit einem kleinen Griff, für die Hand eines Zehnjährigen. „Das war zum Töten angefertigt!" Sie liebten Märchen, damals, wie alle Kinder. Sie kannten Puschkin und Lermontow, sie redeten den unglaublichsten Gassenjargon und stahlen und raubten, um zu überleben, und sie sehnten sich dabei ständig nach menschlicher Wärme und Zärtlichkeit. „Um das alles wurden wir durch diesen verheerenden Krieg und die Repressalien mitleidlos betrogen. Die meisten haben diese Hölle nicht überlebt. Zu Tausenden kamen wir damals in den Kaukasus. Ich habe in meinen Erzählungen immer authentische Namen verwendet, ich habe Suchanzeigen verschickt. Keiner meiner ehemaligen Kameraden hat sich gemeldet. Ich denke, daß ich der einzige Überlebende bin."

Pristawkin, der von sich sagt, er gehöre nicht zu den Autoren, deren Phantasie ausreiche, sich etwas auszudenken, schreibt er demnach über sich, über sein Leben? „Wenn ich schreibe, muß ich das nach literarischen Aspekten tun. Es sind also literarische Erinnerungen. Ich hatte nie einen Zwillingsbruder, mein Freund ist ermordet worden. Er wurde nicht wie Saschka auf Zaunpfähle, einer Kreuzigung gleich, gespießt, sondern an einem

Baum erhängt. Mit dem Auftauchen des anderen Jungen an Saschkas Stelle wollte ich das Motiv der Wiedergeburt aufgreifen. Ich bin gläubig, christliche Motive spielen in meinen Arbeiten eine große Rolle."

Pristawkin ist alles andere denn ein Eiferer, der getanes Unrecht mit neuem sühnen will. Was er mit seinem erschütternden Buch jedoch gleichfalls ins öffentliche Gedächtnis zurückholen möchte, das ist die Grausamkeit, die es zwischen den unglücklichen Menschenkindern gab, bei den kleinen wie bei den großen. „Die Kinder wurden belogen, ihre Väter und Mütter umgebracht, ihre Krankheiten blieben ungeheilt." All das geschah unter dem Bild eines väterlich lächelnden, pfeifeschmauchenden Schnauzbartes, der Millionen Ichs einem gesichtslosen „Wir" opferte. Nur das schmerzhafte Zu-sich-selbst-Finden, das Abstreifen kollektiver Anonymität führt zu eigenverantwortlichem Handeln und kann Gewähr bieten, daß sich das Grauenvolle nicht wiederholt.

Wohl die beklemmendste Szene des Buches, als in einem heutigen Moskauer Schwitzbad alte Männer aufeinandertreffen, die sich zwischen einem Schluck Gurkenlake und dem Verspeisen eines Stückchens Brotrinde genüßlich des Einsatzes ihrer Einheit in eben dem Gebiet des Kaukasus erinnern: „Wir haben sie damals nicht alle fertig gemacht..."

Nein, vom Blick nach vorn hält Pristawkin nichts, solange diese Vergangenheit unter dem Teppich bleibt und höchstens einmal ein Zipfelchen von ihr, geschönt und retuschiert, hervorlugen darf, aus welcherlei Gründen auch immer, und seien es die verständlichen Schuldgefühle zwischen Nationen oder Nationalitäten. „Stalin hat uns mit seiner Nationalitätenpolitik eine Suppe eingerührt, an der wir noch lange löffeln werden", sagt er. Sein Buch hat er 1981 geschrieben. Sechs Jahre steckte das Manuskript im Wäscheschrank, bis es gedruckt werden durfte. Perestroika. Als Möglichkeit, das bis dahin Unsagbare, Unsägliche zu sagen, niederzuschreiben und zu verbreiten. Inzwischen ist es in zehn ausländische Sprachen übersetzt. Bis nach Amerika. Einen literarischen Welterfolg nennt man das ja wohl, was der erst so stille, dann im Gespräch mit seinen Lesern so bestimmt und präzis sprechende Pristawkin zu Wege gebracht hat. Seinen eigentlichen Wunsch, am Flußufer sitzend zu schreiben, hat er sich nunmehr ein Jahr lang nicht erfüllt. Zu viele Nebensachen, die zu Haupt-Sachen wurden. Für die Tschetschenen ist er, der Russe, mittlerweile zu einer Art Nationalschriftsteller geworden, der ihre Sprachlosigkeit überwand. Ihre Moskauer Gruppe hatte ihn sogar als ihren Vertreter bei den Wahlen zum Obersten Sowjet vorgesehen, aber seine Kandidatur scheiterte im letzten Moment an der Bemerkung, er sei kein Tschetschene. Bis heute ist sein Buch im Kaukasus nicht erschienen oder verlegt worden. „Mein Haus hat sich inzwischen zu so etwas wie einem Konsultationspunkt für Nationalitätenfragen entwickelt. Ich erhalte viele Anrufe, Briefe, Besuche von Delegationen. In Rußland, das hat seine lange Tradition, wird ein Schriftsteller schnell zu einer moralischen Institution, zu einem Anwalt für viele, die sich nicht zu helfen wissen."

Pristawkin ist Vorsitzender der „April"-Bewegung im sowjetischen Schriftstellerverband, ihr gehören inzwischen 600 namhafte Autoren an: Wosnessenski, Jewtuschenko, Iskander, Bella Achmadulina, Tatjana Tolstaja, Okudshawa... „April" versteht sich als freiwillige Vereinigung und unabhängige Bewegung für die Perestroika innerhalb des Schriftstellerverbandes, benannt nach dem April-Plenum des ZK von 1985. „Zu viele noch", sagt Pristawkin, „verharren auf altem Denken und alten Strukturen. Auch Kollegen unseres Verbandes maßen sich an, chauvinistische Thesen im Namen der russischen Schriftsteller zu verbreiten."

„April" kämpft derzeit für eine eigene unabhängige Zeitschrift, einen Almanach, in dem literarische Talente, nicht zuletzt der Nachwuchs, ihre Arbeiten veröffentlichen können. „Was wir vor allem brauchen, ist Papier" setzt Pristawkin hinzu. „Talente gibt's bei uns die Menge, nur das Papier reicht nicht."

Seine beiden nächsten Arbeiten werden noch in diesem Jahr in Russisch erscheinen: „Kukuschata" – eine Erzählung über ein Stalinsches Lager für Kinder repressierter Eltern – und „Rjasanka", der autobiographische Roman seiner Kindheit. 25 Jahre hat er sich mit diesem Stoff getragen.

Erstmals hat Pristawkin Bekanntschaft mit der DDR gemacht. In Berlin traf er mit Journalisten und interessierten Lesern zusammen, im Dresdner Klub „Bärenzwinger" mit aufgeschlossenen Studenten. Ein wenig verwundert war er über das Interesse: „Die Dinge in Ihrem Land jetzt sind sehr viel wichtiger als mein Buch."

Die Dinge in unserem Land, scheint mir, lassen sich mit Büchern wie seinem wissender, mutvoller und humaner bewältigen.

Jürgen Geitner (Text)
Uwe Völkner (Foto)

UWE KANT

Murren im Kammerton oder von der

Energie des Widerspruchs

Diskussionsbeitrag auf der Literaturkonferenz der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft zum Thema „Schriftsteller und Werke, die uns bewegen“ am 1. 11. 1989.
Uwe Kant ist Mitglied des Zentralvorstandes.

Liebe Freunde!

Der Diskussionsredner, der jetzt zu Ihnen spricht – ist bestellt.
Sein Beitrag ist ein bestellter Beitrag, in Auftrag gegeben vor geraumer Zeit, jedenfalls lange vor dem Oktober 1989.
Wir alle kennen solche Praxis, die einerseits dazu dient, unliebsamen Überraschungen vorzubeugen, mögliche Kritik zu filtern und zu kanalisieren und das Eigenlob zu organisieren, die sich andererseits aber auch immer mehr dort erforderlich machte, wo zweifelsfrei gute Leute durchaus gute Absichten auf wirklich gute Ergebnisse hatten, wie im Falle dieser Zusammenkunft, die, vielleicht etwas großartig Literaturkonferenz genannt wird.
Erforderlich nämlich, um der zunehmenden Sprachlosigkeit, der Unlust und Unfähigkeit zur spontanen Wortmeldung, zur ungeschützten Formulierung und nichtabgesicherten Positionsdarstellung ein wenig zu steuern.
Mag auch der Hund, der zum Jagen getragen werden muß, ein leicht merkwürdiges Wesen sein, so freut man sich doch schon daran, wenn er dann wenigstens an der richtigen Stelle und genügend laut – bellt.
Sie erlauben, daß ich das Bild nicht weitertreibe. Leicht verlöre man sich an zweifelhafte Vergleiche und an vordergründige Stichwörter wie „lange Leine“, „Maulkorb“, „hast brav gemacht, Bello“!
Ich löse mich daraus in feinem Übergang, indem ich sage: Für einen armen – Hund, der die ganze Arbeit nun z w e i mal machen mußte, vor der ersten Oktoberdekade und nach ihr, muß man mich dennoch nicht halten.
Erstens fange ich so rechtzeitig selten an (Heiterkeit, nicht wahr?), und vor allem ist zweitens mein persönliches Verhältnis zur sowjetischen Literatur, worüber ich also ein paar Worte sagen soll, eine Herzenssache und eine langfristige Sache, die sich über viele Jahre vom frühen Leseralter bis auf den Tag entwickelt hat und sich für mich heute gar nicht anders darstellt als gestern. Womit ich bei dem freundlichen kleinen und wohlfeilen Eigenlob angekommen bin, der sowjetischen Kunst und Literatur sozusagen stets die Treue gehalten zu haben.
Das aber zieht auch gleich die Selbstkritik nach sich, nämlich die Erinnerung daran, diese Kunst und Literatur doch auch verraten, zu große Worte, jedenfalls zeitweilig im Stich gelassen zu haben.
Aus Bequemlichkeit, Trägheit oder Lethargie. Weniger wohl aus Furcht. Was hatte ich denn zu fürchten? Etwa den Entzug der propagandistischen Drucksachen aus Coswig, wo unsere Gesellschaft anscheinend eine Art Manufaktur unterhält? Oder Fließband? Das war ja zu verschmerzen.
Ich spreche von der Zeit des Boykotts sowjetischer Schriftstellerdelegationen, der Blockade schon übersetzter sowjetischer Bücher, der Verbannung und halbherzigen Teilwiederzulassung sowjetischer Filme, des absurden Sputnik-Verbots.
Ja, gewiß, auch ich habe meinen Sputnik-Brief geschrieben, ordnungsgemäß gerichtet an den Vizepräsidenten unserer Organisation. Und danach noch ein wenig herumgeknurrt und -gemurrt in kleineren Gremien. Kammerton, der das höhergelegene Ohr des Präsidiums sicher nicht erreicht haben wird.
Statt des leisesten Protestes las und hörte man seinerzeit in offiziellen Verlautbarungen der Freundschaftsgesellschaft schulmeisterliche Tadel, für die sogar das gute alte Gespenst der „Dekadenz“ bemüht wurde, an die Adresse der sowjetischen Kunst, sowie auch die einigermaßen barsche Aufforderung an sie, die sowjetische Vergangenheit und Gegenwart nun aber bittesehr etwas richtiger zu gestalten. Wofür wir anscheinend den Maß-Stab im Tornister hatten.
In dem Zusammenhang fällt mir ein: Furcht spielte natürlich auch ein Rolle. Furcht, die sich einstelllt, wenn Tagungen des Zentralvorstands wie feierliche Festakte gestaltet werden, bei denen man sich kaum traut, mit dem Stuhl zu knarren, geschweige denn sich ungebeten zu Wort zu melden.
Ich bin nicht für die förmliche Einsetzung einer institutionalisierten Opposition, wie sie zum kunstvollen Federungssystem jener bürgerlich-parlamentarischen Demokratien gehört, die immer ganz schnell herausfinden, wer ihre wahren Gegner sind und sie dann womöglich nicht Briefträger werden lassen – aber ich bin für Widerspruchsenergie, für Gegenmeinungskraft. Eine Energie, eine Kraft, welche die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Zukunft immer aufbringen muß – bei Strafe ihrer Überflüssigkeit – wenn die Freundschaft, die, pardon, wichtiger ist als die Gesellschaft, auf irgendeine Weise gefährdet ist.
Damit rede ich überhaupt nicht einem unkritischen oder unterwürfigen Verhältnis das Wort. (Kaum ein schlimmeres Bild, als das vom Grobian, der sich geirrt hat und sich nun in einen Kriecher verwandelt.)
Ich darf hier praktischerweise einmal aus dem erwähnten Brief zitieren:
„Diese Freundschaft ist ohnehin keine Bringeschuld, die eingeklagt werden kann. Sie kann nicht als Ritual und in nostalgischer Erstarrung zelebriert werden, sondern muß sich, bei Strafe ihres Untergangs, in stetiger Kommunikation mit dem konkreten Leben im Partnerland lebendig entwickeln.“

★

Ich höre oft die Formulierung oder – Formel von dem „Land Lenins“. Niemand, außer Anti-Kommunisten, kann etwas gegen ein ideales „Land Lenins“ einzuwenden haben, aber ich bezweifle, daß der Ausdruck taugt, den Gegenstand oder den Partner unserer Freundschaft produktiv zu beschreiben. Das müßten ja ziemlich platonische Gefühle sein.
Vielmehr handelt es sich, in einer höchst verschränkten Weise, um das Land Lenins, das Land Stalins, das Land Breshnews und – um das Land Gorbatschows. Ferner um das Land Jelzins, Land der Armenier, Aserbaidshaner, der Esten, der Russen... Nein, nicht aller komplizierter werdenden Sachverhalte wird man durch Vereinfachung Herr.
Oder, um endlich noch einmal oder überhaupt erst auf die Literatur zu kommen, die nun zu kurz kommen wird, weil ich sonst zu lang werde – verzeihen Sie dem Redner seine harmlosen Tricks, mit denen er einerseits der Bestellung und andererseits der Tatsache gerecht werden will, daß man in der jetzigen Situation nicht an der Erwähnung bestimmter Dinge vorbeikommt – um also von dieser Seite her auf die Literatur zu kommen: Das Land, auf das wir unsere Freundschaft richten, ist uns auch immer vor Augen, sitzt uns im Kopf wie im Herzen, vermittelt durch seine großen Schriftstellerpersönlichkeiten als das Land Gorkis, Bulgakows, Majakowskis, Scholochows, Pasternaks, das Land der Achmatowa und der Zwetajewa, das Land Platonows, Babels, Blocks, Mandelstams, die Liste droht schon bei flüchtigster Bemühung lang zu werden wie eine biblische Geschlechterfolge, ich kürze ab: Land Simonows, Aitmatows, Trifonows, Tendrjakows, Schukschins, Granins, Land der Tatjana Tolstaja... man mag die Liste kürzen oder ergänzen wie man will, glatt, bequem, eingleisig wird sie so wenig wie das mit ihren Namen gerufene Land. Es sind ja nicht, was uns und Künftigen zu denken geben mag, die entstellendbeschönigenden Beiträge, die sich am Ende halten, sondern immer solche, deren Schönheit/Glaubwürdigkeit/Überzeugungskraft ihrer unabweisbaren Wahrhaftigkeit entspringen, einer Wahrhaftigkeit, die vom Dreiklang oder besser Einklang von hoher künstlerischer Begabung, kritischer Offenheit und Liebe zu Land und Menschen herrührt. Kein ganz einfaches Rezept; natürlich gar kein Rezept. Lassen Sie mich einfach ein paar Stationen meines Aufwachsens mit sowjetischer Literatur erwähnen. Und zwar wie sie mir blitzartig durch den Kopf gehen. Angefangen hat es tatsächlich mit Gorki, dessen Kindheits- und Jugenderinnerungen in einem oder zwei Bänden beim Verlag der Sowjetischen Militäradministration herausgekommen waren, dem übrigens fast alle meine Bücher entstammten, so daß mir auch Stevensons „Schatzinsel“ russischen Ursprungs war, bei Gorki war wildes heftiges Leben zu erleben, wilder und heftiger, als ich es von einem gewissen Karl May gewohnt war, obwohl es fast ohne Indianer zuging. Und bei Gorki wurde man in Kenntnis gesetzt davon, was Armut war und Ausbeutung. Das letztere Wort lernte ich aber erst später, bei Gorki stand das Wort nicht, scheint mir. Armut kannte ich schon von den Märchen her, in denen die Armut aber ir-

gendwie schöner war, so daß man es ein oder zwei Tage damit hätte probieren mögen.
Alexej Tolstois zwei Bände über Peter den Zaren, in wulstiges Kunstleder gehüllt, dessen Geruch ich viele Jahre später in Moskau wiederfand, waren von speziellem Interesse, weil der sowjetische Stadtkommandant unserer mecklenburgischen Obrigkeit untersagt hatte, das Moltke-Denkmal zu schleifen, mit dem ausdrücklichen Hinweis, sie, die Russen, bewahrten sogar das Pferdegeschirr des Zaren Peter in einem Museum auf. Fünfmal werde ich wohl Sjomuschkins guß etwa eine Geschichte machte, in die man am liebsten eintauchen wollte. Und wieder an der Uni, bei den Germanisten, Owetschkins „Frühlingsstürme", ein sympathisches, einfaches, kräftiges Buch, immerhin von Schwächen in sozialistischer Landwirtschaft und bei Ersten Kreissekretären kündend, das aber nicht fertig geschrieben worden war und deshalb operativ genannt wurde, „operatives Genre" – eine Lehre, die sich aber wirklich nicht lange halten konnte, so daß ich nie wieder von Owetschkin hörte, den ich noch heute, unerheblicherweise, für einen interessanten tows „Der weiße Dampfer" gelesen hatte:
Es gibt Bücher, die lese ich immer wieder, weil sie so gut sind. Dieses Buch wollte ich nie wieder lesen – weil es so gut ist. Will sagen, so reißend, so sengend und brennend, das Herz durchbohrend, den Atem würgend das höllische Geschehen darin.
So schwarzabgrundtief die Demütigung der Guten und Schwachen, ihre Erniedrigung, Beleidigung, Zerstörung; so flüchtig die geringe Hoffnung und bald so spurlos dahin. Und dazu der grelle widerliche Triumph der bösen Gewalt, diese klärte Zeiten oder hinüberspielen auf geplagte Science-fiction-Sterne; wir können uns vor ihm nicht herausreden auf extreme Situation, historisches Erfordernis, nationale Besonderheit. Man kann nicht umspringen mit dem Buch; seine Geschichte ist zu einfach, irdisch, menschlich, fest, stark. Ich tat, was ich konnte: Ich las es nicht wieder. Aber ich nannte es immer, wenn man mich gelegentlich nach besten Büchern fragte. Mein Sträuben gab ich als Argument dafür her. Und wer sich Mühe gibt, das zu verstehen, wird sehen, daß das nicht ganz unrecht ist. Neulich

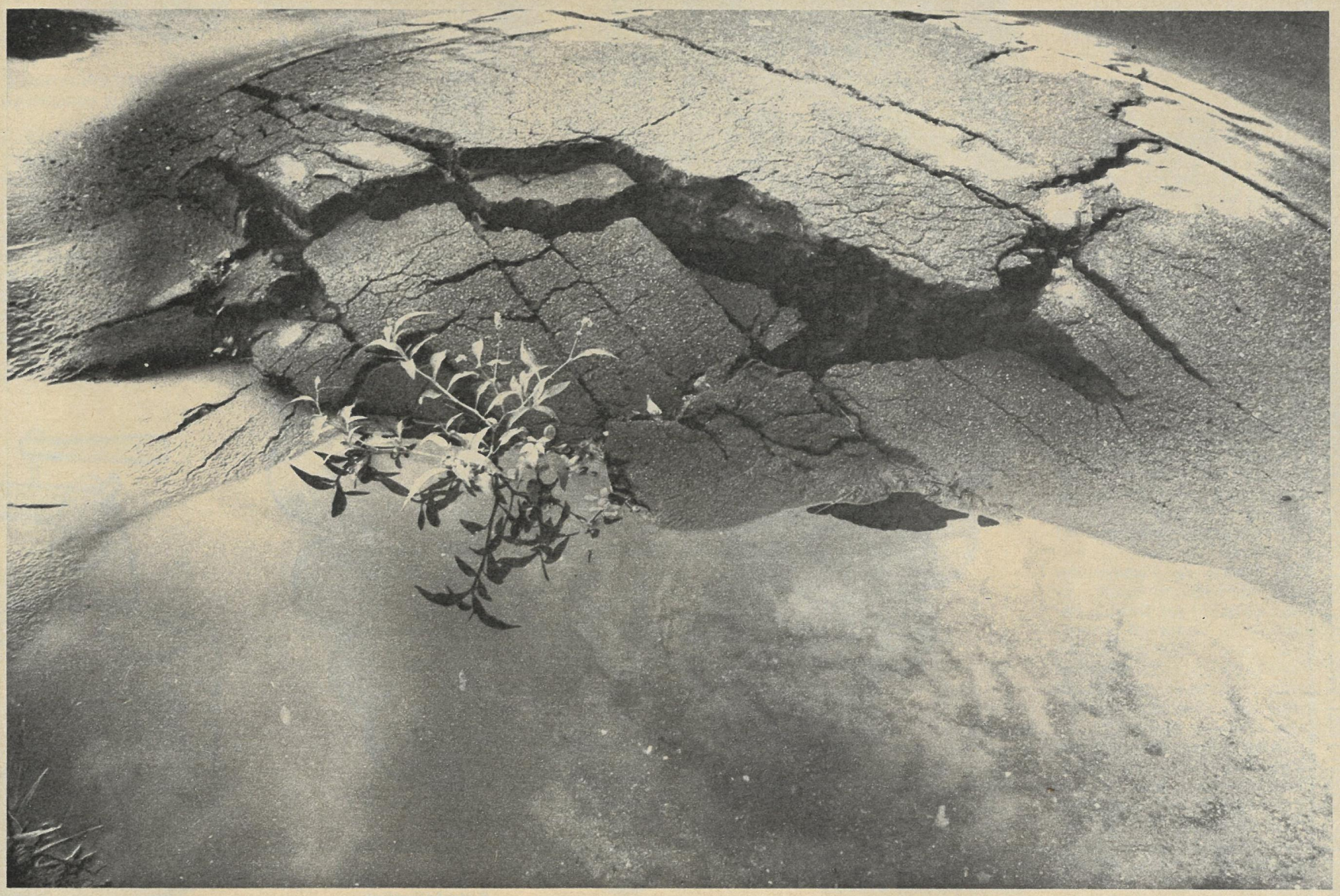
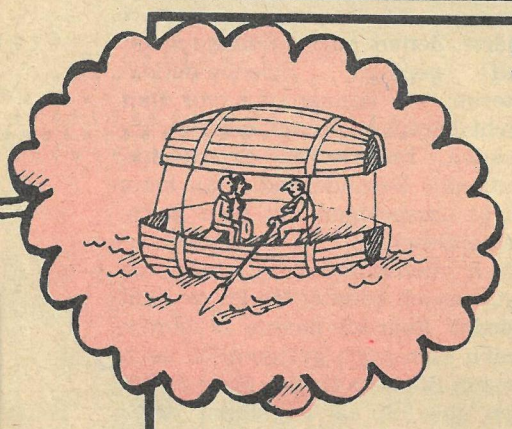


Foto: Nina Rücker

„Brand in der Polarnacht" gelesen haben, worin vom Anfang der Nationalitätenpolitik spannendst die Rede war, freilich nicht von ihrem Fortgang. Genau so oft „Der Weg ins Leben", für mich ein Buch voller herrlicher Geschichten und Menschen, bis ich später in Rostock, wo ich Lehrer studierte, erfuhr, es handle sich um Pädagogik, und die Ohrfeige sei eigentlich doch nicht richtig gewesen. Anziehend, berührend und doch fast rätselhaft „Die Neunzehn" von Fadejew. Was? Das sollten Partisanen sein? Oder der fabelhafte Paustowski, der aus einem rothaarigen Kater, einem morschen Kahn, einem Steg, einem schrägen Regen-Autor halte. Dann die Bücher über den Krieg, die doch wohl mit dem um Wahrheit ringenden, später von anderen Autoren übertroffenen K. Simonow anfangen. Weit übertroffen in meiner Erinnerung etwa durch Baklanow und den „Juni 41". Baklanow, von dem auch, wenn ich mich nicht sehr täusche, diese haarsträubende Geschichte stammt, in der ein mittlerer Kreisebene-Kader im Grunde an nichts anderem stirbt als daran, erstmals **nicht** in das Präsidium (irgendeiner Veranstaltung) gewählt worden zu sein.
Und zum Schluß vielleicht noch das, was ich aufschrieb, nachdem ich zum zweiten Mal Tsch. Aitma-Orgie der mißbrauchten Macht, die Gemeinheit, die Brutalität, der Schmutz. Dem wollte ich mich freiwillig nicht noch einmal aussetzen. Denn das Buch lesen heißt schon sich auszusetzen. Es läßt sich nicht verdrängen und verweisen ins Reich der feineren (womöglich dekadenten!) Kunstübungen oder in jene Horrorszene, in der bekanntlich mit Entsetzen Scherz getrieben wird; es läßt sich nicht verlegen auf das Territorium unserer politischen Gegner, von denen wir schon immer wußten, daß sie arge Schelme, ihre Gesinnungen übel und ihre Zustände tadelnswert sind (oder umgekehrt); man kann es nicht hinbiegen in vergangene unaufgehabe ich es aber in den Koffer getan, und jetzt halte ich es wieder in der Hand. Tatsächlich, der „Spektrum"-Band Nr. 32 mit Lothar Rehers Schutzumschlag, auf dem ein Hirschkopf mit darübergelegter Zielscheibe zu sehen ist, stammt schon aus dem Jahre 1971. Wer damals geboren wurde, steht heute im schönsten Junge-Welt-Alter. Wer das Buch nun zum ersten Mal liest, kann es schon anders lesen als seinerzeit wir. Was mir jetzt Mut und Lust gemacht hat, es wieder zu wagen, es wieder damit aufzunehmen, mich wieder auszusetzen, das hat der heutige Leser gleich auf seiner Seite, sagen wir – die neuen Nachrichten.

Mein Magen hat wenig Sinn für Unsterblichkeit. Heinrich Heine



Emil Ismirlijew/Bulgarien

Wer trinkt schon Bosa?

Iwan Stojanow muß vor die Konfliktkommission. Er soll seinen Kollegen Descho Peschew „Alkoholiker" genannt haben. Vor vielen Zeugen. Er hätte ihn vor der ganzen Stadt blamiert, so daß dieser nun keine Frau mehr finden könne. Denn welches Mädchen nimmt einen Trinker zum Mann?!

Dabei käme Descho Peschew nicht einmal Bosa – das Getränk aus vergorener Hirse – über die Lippen.

Tatsache aber ist, daß Descho Peschew gern einen zur Brust nimmt, und nicht nur an großen Feiertagen. Jedoch wagt es niemand, ihm das ins Gesicht zu sagen.

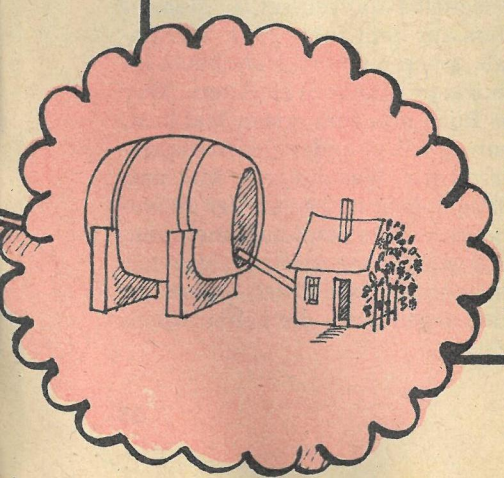
Denn Descho Peschew hat Freunde.

Ein Freund ist Vorsitzender der Konfliktkommission. Er war es auch, der Descho Peschew im Vertrauen geraten hat, Iwan Stojanow wegen Beleidigung vor die Kommission zu bringen. Iwan Stojanow weiß, was sich gehört, und erscheint freiwillig.

Ebenfalls erschienen sind die vielen Zeugen von Descho Peschew. Ein großer Teil von ihnen erklärt, daß Iwan Stojanow tatsächlich in aller Öffentlichkeit behauptet hätte, Descho Peschew sei Alkoholiker. Die übrigen geben ihr Ehrenwort, daß sie Descho Peschew nur Limonade trinken sahen, selbst an großen Feiertagen.

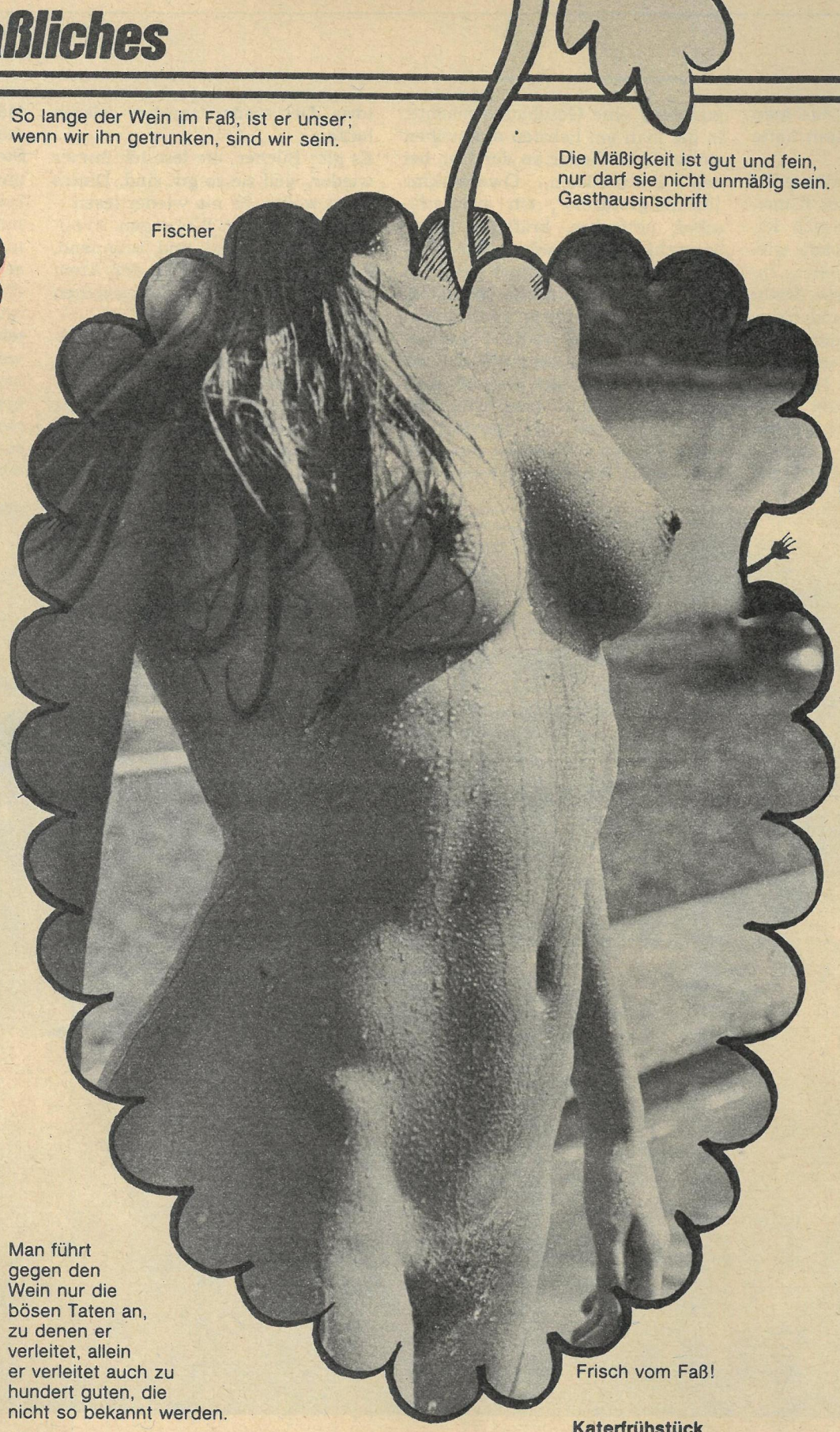
Die Konfliktkommission verurteilt Iwan Stojanow, nachdem sie die Erklärung der vielen Zeugen verlesen hat, zu einer Geldstrafe von 50 Lewa wegen Beleidigung in besonders schwerem Fall. Die Strafe war als „Schmerzensgeld" an Descho Peschew zu zahlen. Descho Peschew nahm die fünfzig Lewa, ging in die Kneipe und vertrank sie stehenden Fußes mit seinen Zeugen.

Aus dem Bulgarischen von G. Ettrich



So lange der Wein im Faß, ist er unser; wenn wir ihn getrunken, sind wir sein.

Fischer



Man führt gegen den Wein nur die bösen Taten an, zu denen er verleitet, allein er verleitet auch zu hundert guten, die nicht so bekannt werden.

Lichtenberg

Begeisterung aus einem Faß! Sich selbst einen Feind in den Leib gießen!

Heinrich Mann

Die Mäßigkeit ist gut und fein, nur darf sie nicht unmäßig sein.
Gasthausinschrift

Frisch vom Faß!

Katerfrühstück

Die Undankbarkeit steht oft in keinem Verhältnis zur empfangenen Wohltat.

Karl Kraus

Warum bildet sich der letzte Tropfen so viel darauf ein, daß er den Becher überfließen machte? Der erste schon war nicht minder schuldig; – aber der törichte Becher hat es damals nicht geahnt.

Arthur Schnitzler

Echter Wein ist echtes Öl zur Verstandeslampe. G. Aug. Bürger

Eva Strittmatter:

Vom Singen

Natürlich möcht auch ich
den Menschen nützlich sein.
Aber nicht wie das Wasser.
Lieber wär mir: wie Wein.
Ich möchte unseren Deutschen
kaukasischen Leichtsinn bringen.
Ich hört unsere langweiligen Leutchen
gern etwas lustiger singen.
Ach sängen sie für sich selber
und nicht, als wär Singen Pflicht.
Die Sonne schien ihnen gelber.
Und gäb ihnen mehr als Licht.

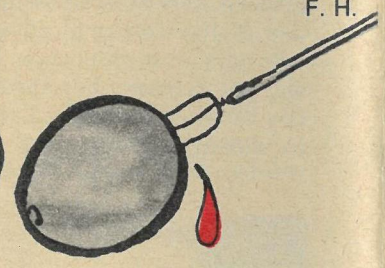
Beim Weinheber- Wettstreit: Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion) und Martin Kotsch (Grafik).

Bei Bowlen weiß man nie, wann man von ihnen genug hat. Darin unterscheiden sie sich von den Dichtern, bei denen man das ganz genau weiß.

Curt Goetz

Manche Neigung wird zur schiefen Bahn.

F. H.



Essen und Trinken macht nicht nur satt, sondern auch schreibkundig: Mäßigkeit fördert Verdauung. Der Mäßige ist unbelastet vom Gewichte der Speisen; ihm ist der Kopf frei, seine Ideen sind demnach klar, und hat er die trockensten Akten zu schreiben, so bekommen sie aus seinem nichtumwölkten Geiste einen netten Stil zu- und angehaucht und können ein Beispiel werden von witzigen Akten.

Eugen von Vaerst

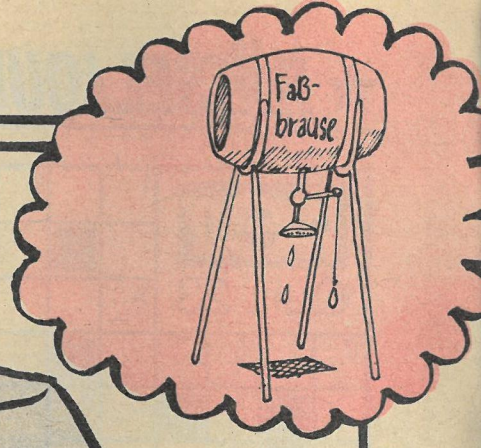
2 Wochenspruch

Schade, daß man einen Wein nicht streicheln kann.

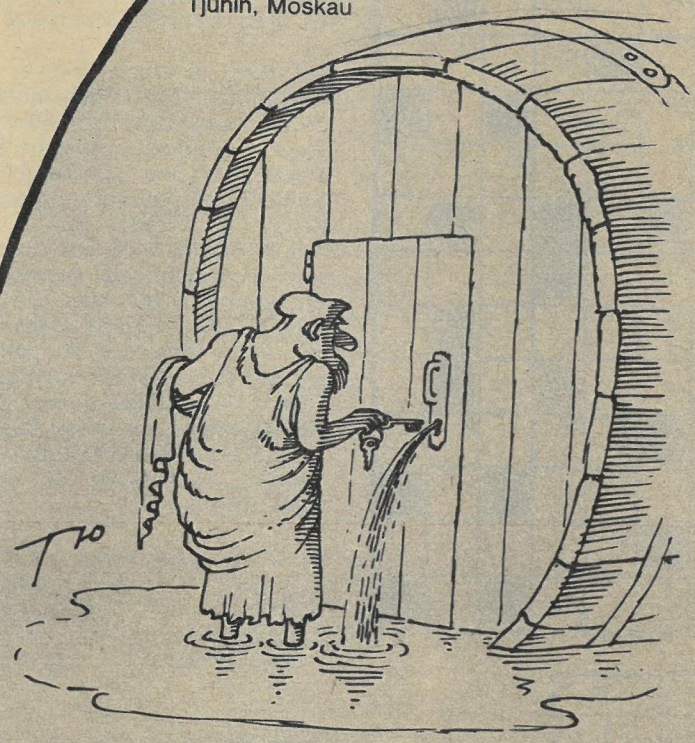
Kurt Tucholsky

gewöhnlicher Handwerker, während Trinken ein Künstler ist. Claude Tillier

Sie stritten sich beim Wein herum,
Was das nun wieder wäre;
Das mit dem Darwin wär gar zu dumm
Und wider die menschliche Ehre,
Sie tranken manchen Humpen aus,
Sie stolperten aus den Türen,
Sie grunzten vernehmlich und
kamen zu Haus
Gekrochen auf allen Vieren.
Wilhelm Busch

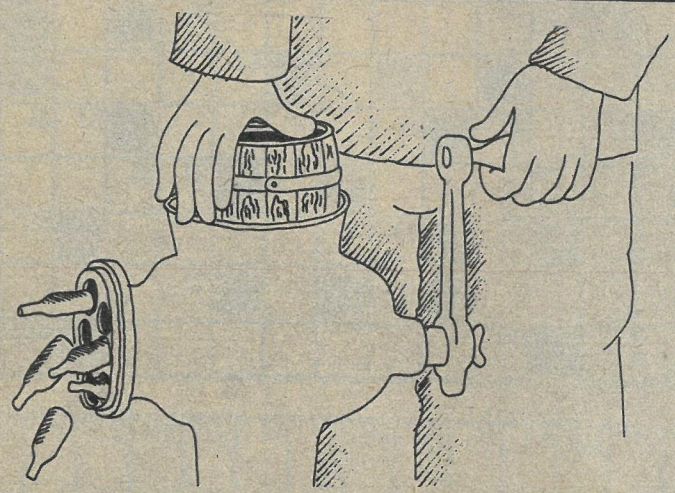


Tjunin, Moskau

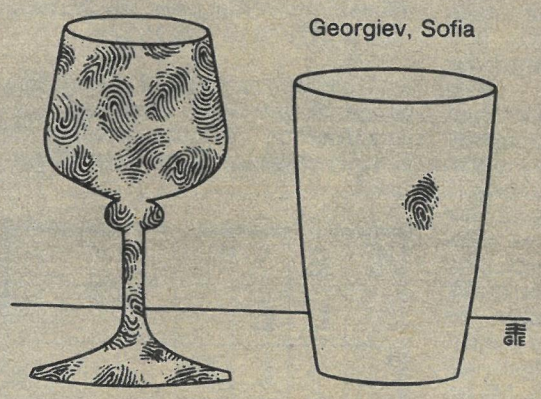


„Diogenes Spezial"-Schneck von Bondartschuk

Zerspringen die Reifen, zerfällt das Faß.

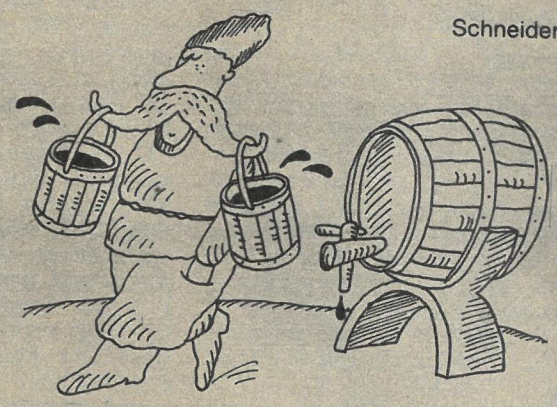


Steger



Georgiev, Sofia

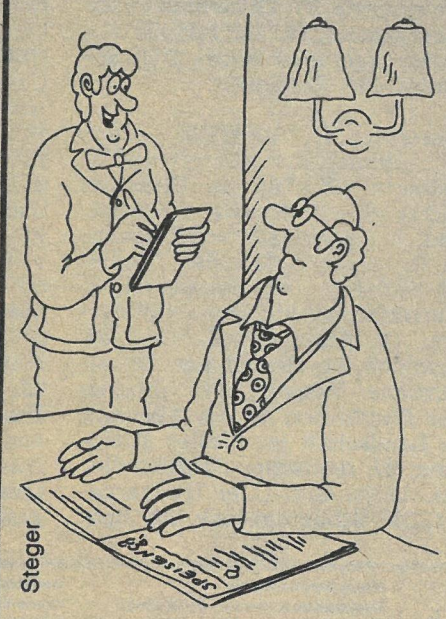
Conrad



Schneider

Steger

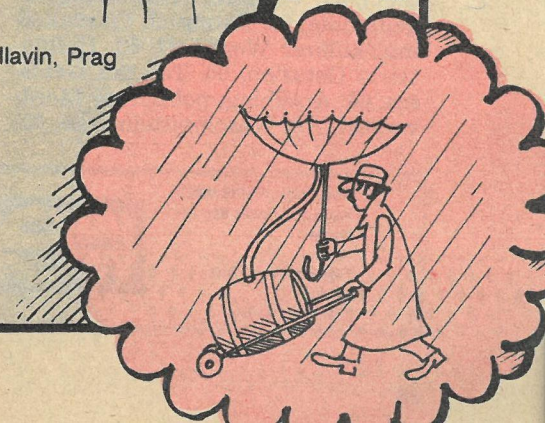
Kopelnizky, Tschernowzy



Steger

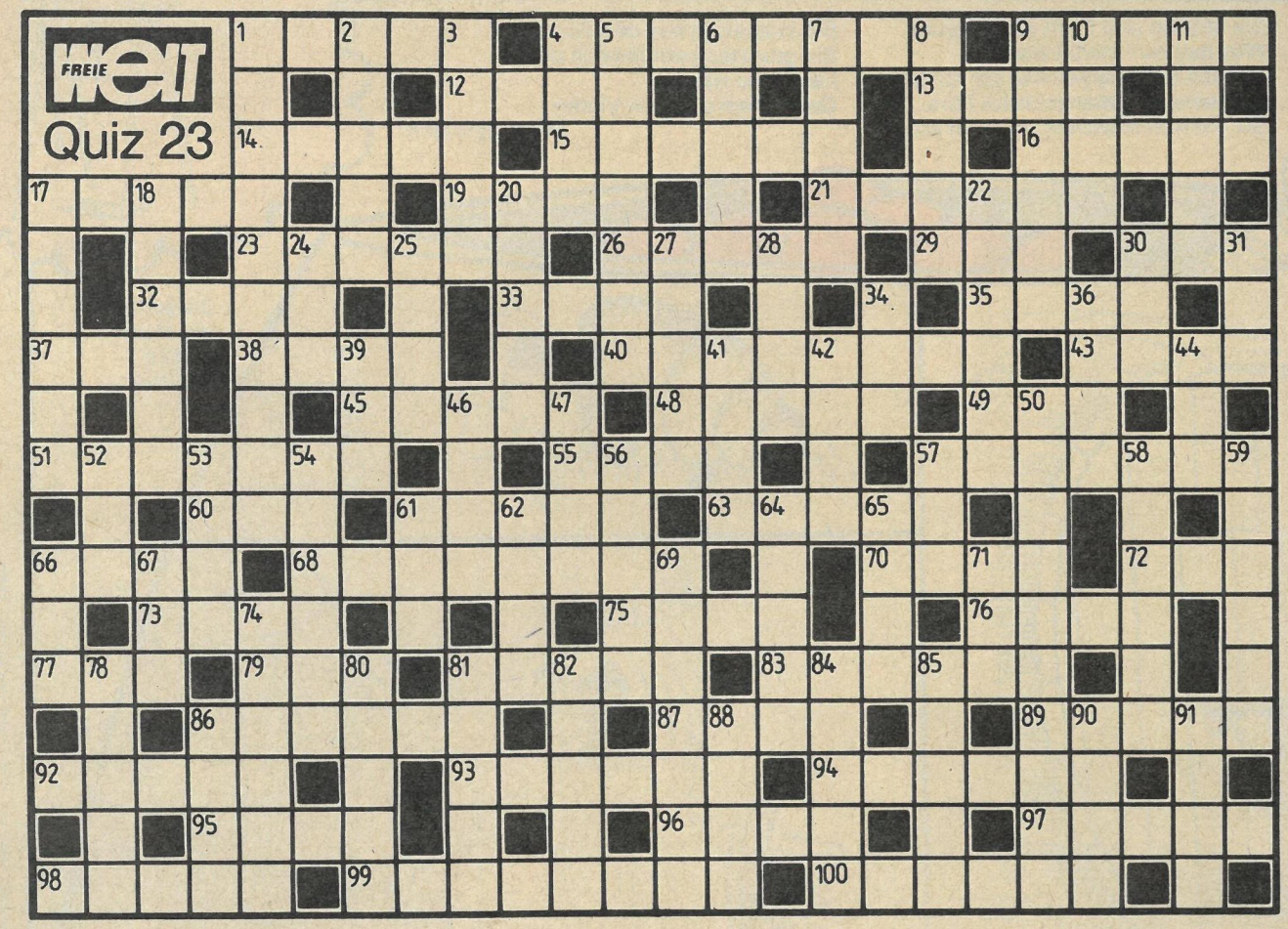
Bestellen können Sie alles, aber wenn Sie gesund leben wollen, dürfen Sie davon weder essen noch trinken.

Hlavin, Prag



Eine kurze Enthaltsamkeit ist schwerer als eine lange. Jean Paul

von den beiden Extremen: dem Zuviel und dem Zuwenig. Aristoteles



92	20	65	58	1	40	27	87	50	100	33	32	66	93	99	21	8								

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. die Tierwelt eines Gebietes, 4. Vertreter einer Ordnung von Lebewesen (Oberbegriff), 9. Klasse der Wirbeltiere, 12. wundertätige Schale (mittelalterl. Sage), 13. Halbedelstein, 14. Gruppe der Vögel, 15. tiefblaues Kobaltkaliumglas zum Färben von Porzellan und Email, 16. deutscher Chemiker (19. Jh.), Erfinder des Pyrometerkegels, 17. schmaler, eintüriger Schrank, 19. Fläche (latein.), 21. Name des Storches in der Tierfabel, 23. Bezeichnung für Druckfehlerverzeichnis, 26. eine Form des genossenschaftlichen Zusammenschlusses in der Sowjetunion, 29. Stadt in Pakistan, 30. Zeichen, 32. Titelgestalt bei Ibsen, 33. Weinanbaustadt in Italien, 35. Gestalt aus „Wallenstein", 37. bengalischer Schriftsteller (gest. 1913), u. a. „Durgadas", 38. Zusatzname für griechische Göttinnen der Künste und Wissenschaften, 40. großer Vogel aus der Ordnung der Röhrennasen, 43. Kurzwort für Elektromotor, 45. kleines Krebstier, 48. Kettengesang, 49. das Ich, 51. Vertreter einer flugunfähigen Vogelfamilie, 55. Göttergeschlecht (german. Mythol.), 57. Vertreter einer Sumpfvogelfamilie, 60. Baumteil, 61. makromolekularer Werkstoff, 63. Halbinsel in Ostasien, 66. Teil des Gebisses, 68. Anschlag, politischer Mordversuch, 70. Waschmittelmarke, 72. SI-Einheit des elektrischen Widerstands, 73. Lasttier, 75. uruguayischer Schriftsteller (gest. 1917), u. a. „Motive des Proteus", 76. Vorhaben, 77. ausgeflockter Niederschlag, 79. rote Filzkappe, 81. von Naturvölkern als Urahn verehrtes Wesen, 83. Wächter auf einem außer Dienst befindlichen Schiff, 86. Angehöriger der polnischen Bergbevölkerung in den Beskiden und der Tatra, 87. Gesamtheit des Bienenvolkes (Fachspr.), 89. ringförmige Koralleninsel, 92. deutscher Maler (gest. 1528), 93. feststehender Teil einer elektrischen Maschine, 94. Spur eines Schreibgeräts, 95. Sportspielklasse, 96. Weinernte, 97. Giftschlange, 98. Körpergegend, 99. zur Familie der Fasanenvögel gehörendes Tier, Satyrhuhn, 100. Steiggerät.

Senkrecht: 1. Vertreter einer Unterordnung der Flattertiere, 2. Spielkarte (dt. Bl.), 3. Blutsverwandter väterlicherseits, 4. Sinnesorgan, 5. Hauptstadt von Kasachstan, 6. Aufsehen, Skandal, 7. Inbegriff höchster Vollkommenheit, 8. Ernteverfahren, 9. Lehns-, Gefolgsmann, 10. Schmiervorrichtung an Maschinen, 11. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper", 17. altpersischer Statthalter, 18. im Altertum eine Landschaft im Westen Kleinasiens, 20. deutscher Schriftsteller (gest. 1910), u. a. „Der Hungerpastor", 22. Schaumgebäck, 24. Spanienkämpfer, DDR-Politiker (gest. 1961), 25. Kriegsgott (griech. Mythol.), 27. aus Prag stammender österreichischer Dichter (gest. 1926), 28. Schwung, 30. SI-Einheit der Stoffmenge, 31. Männername (Kurzf.), 34. Hausflur (Mundart), 36. Stadt in Mexiko, 39. Nebenfluß der Wisla, 41. Kreditinstitut, 42. alte Einheit des Luftdrucks, 44. Bestandteil schottischer Familiennamen, 46. Salzlösung, 47. Bürde, 50. Verteter einer Vogelfamilie in Afrika, 52. Gestalt aus „Die Fledermaus", 53. zu den Entenvögeln gehörendes Tier (Oberbegriff), 54. im Altertum ein nach Italien eingewanderter indoeuropäischer Volksstamm, 56. Singvogelfamilie, 57. Landspitze, 58. Fluß im Osten Oberitaliens, 59. Vertreter einer Unterfamilie der Bienen, 61. griechischer Buchstabe, 62. im Jahre, 64. Stadt in Polen, 65. Laubbaum, Zitterpappel, 66. Kanton in der Schweiz, 67. Todesgöttin (nord. Mythol.), 69. Lotteriespiel, Verlosung, 71. Ort in den Niederlanden (nördl. v. Apeldoorn), 74. Bade- und Kurort in Rumänien am Schwarzen Meer, 78. musikalisches Übungsstück, 80. Blattgemüse, 81. SI-Einheit der magnetischen Flußdichte, 82. Kurzwort für ein Gerät zum Umwandeln von Wechselstrom, 84. von Wasser umgebenes Land, 85. russisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1936), u. a. „Die Mutter", 86. gesetzliches Zahlungsmittel, 88. Volk in Nordwesteuropa, 90. Gott des Gewitters (nord. Mythol.), 91. Halbaffe.

Die Lösung unseres heutigen Preisrätsels ergibt einen Vogel, der zur Ordnung der Sperlingsvögel gehört. Der ca. 20 Zentimeter groß werdende Vogel kommt in den Savannen Afrikas vor und ernährt sich von Früchten und Insekten. Er lebt gesellig und hält sich auch in der Nähe von Menschen auf.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 23 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 6. Dezember 1989 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner, die unter Ausschluß des Rechtsweges ermittelt werden, veröffentlichen wir in unserem Heft 26/1989.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Füllrätsel

Wörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht einzutragen:

1. Unterrichtsstunde, 2. sperlingsgroßer Singvogel, 3. Darlehen, Kreditaufnahme, 4. Bühnentanz, 5. Bergwerksgang, 6. kleines Wandbrett.

1	L	E	K	T	I	O N
2	K	L	E	I	B	E R
3	A	N	L	E	I	H E
4	B	A	U	L	E	T T
5	S	T	O	U	L	E N
6	K	O	N	S	O	L E

Umstellrätsel

Die nachfolgenden Wörter sind durch Umstellen der Buchstaben in neue Begriffe zu verwandeln:
Magma – Riege – Lager – Rente – Daube – Riefe – Nebel – Falte – Recke.
Bei richtiger Umstellung ergeben die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter – nacheinander gelesen – die österreichische Bezeichnung für einen Wein, der aus einzeln abgenommenen Beeren gekeltert wird.

GERE TRUTE

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

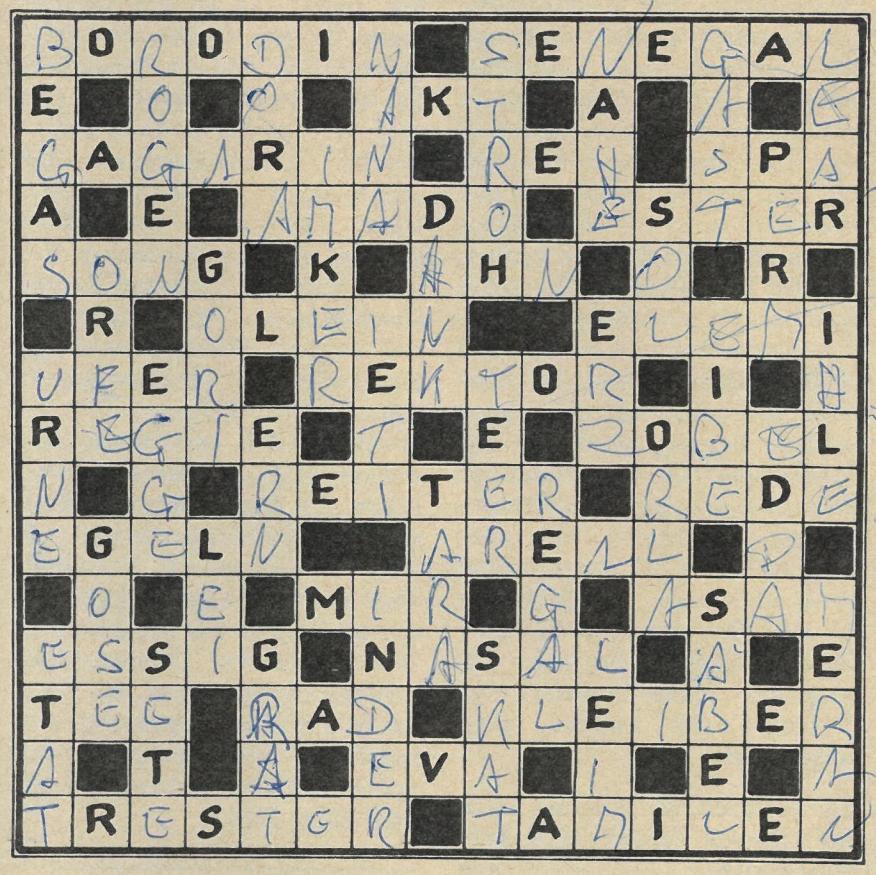
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48

Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Volkmar Billeb



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Vorfahr, 2. Aufzug in Bühnenwerken, 3. brasilianischer Schriftsteller (geb. 1912), Autor des Romans „Tote See", 4. Flächeninhalt, 5. bayrische Künstlerfamilie, die Meisterwerke der barocken Sakralkunst schuf, 6. deutscher Bildhauer (gest. 1911), Schöpfer des Berliner Neptun-Brunnens, 7. russischer Komponist des 19. Jahrhunderts, 8. Erkenntlichkeit, 9. Frauenname, 10. Sammlung altisländischer Dichtungen, 11. Stadt im Bezirk Magdeburg, 12. landwirtschaftliches Gerät, 13. immergrüner Nadelbaum, 14. Ölbaumharz, 15. Hausflur (Mundart), 16. metallhaltiges Mineral, 17. Speisewürze, 18. organische chemische Verbindung, 19. Staatshaushaltsplan, 20. Titel einer Oper von Lehár, 21. erster Mensch im Weltall, 22. Besucher, 23. Stadt in der Georgischen SSR an der Kura, 24. obergäriges Bier, 25. scharfe Kante, 26. Stadt in Mittelitalien, 27. abgelaichter Hering, 28. Bienenzüchter, 29. Bewohner eines asiatischen Landes, 30. sperlingsgroßer Singvogel, 31. Titelgestalt bei Shakespeare, 32. Schiefer, Fels, 33. Klebstoff, 34. Stadt in Oberitalien, 35. jüngste sowjetische Weltraumstation, 36. Nebenfluß des Rheins (BRD), 37. Titel eines Romans von E. Zola, 38. Nasenlaut, 39. technische Ölsäure, 40. karpfenartiger Speisefisch, 41. Nebenfluß der Saale, 42. Stadt in der Sowjetunion am Westhang des Mittleren Urals, 43. Wagenteil, 44. Vortrag, 45. Bücherbord, 46. Spielleitung, 47. Wald- und Feldtier, 48. Pferdesportler, 49. Leiter einer Universität oder Hochschule, 50. Fischeier, 51. Fechtwaffe, 52. Strom im Westen Afrikas, 53. Hafenstadt in Südfrankreich, 54. Kartenspiel, 55. alte Währung in Peru, 56. zeitkritisches Lied, 57. Badeort in Belgien, 58. ausgedroschenes Getreide, 59. Bevölkerungsgruppe im Süden Indiens und in Sri Lanka, 60. Masse der Verpackung, 61. Aufgußgetränk, 62. Destillationsprodukt der Kohle, 63. Rückstände beim Keltern und Bierbrauen, 64. Gewässerrand, 65. Stimmzettelbehälter, 66. wertvolles Pelztier.

Zum Selbstbauen

Die nachfolgenden Wörter sind so in die Figur einzusetzen, daß sich die Lösung eines vollständigen Kreuzworträtsels ergibt:

Erl – Mal – Mia – Mut;
Ainu – Gast – Nase – Rial;
Borte – Brigg – Dakka – Etmal – Grimm – Ilona – Insel – Loden – Makel – Mitra – Narbe – Nelke – Riese – Rossi – Sella – Trage.

Schach

Erster IM-Punkt

Mit seinem Turniersieg unter 14 Teilnehmern aus fünf Ländern beim diesjährigen IX. Makarczyk-Memorial in Łódź errang Karsten Volke von der SG Empor HO Berlin zugleich den ersten Punkt zum Titel „Internationaler Meister". Nachstehend eine Kostprobe vom Können des 23jährigen Studenten für Wirtschaftswissenschaft mit Kurzanmerkungen von Fernschachweltmeister Dr. Baumbach.

WOLGA-GAMBIT, K. Volke (DDR)–L. Byrkos (Ungarn): **1. d4 Sf6 2. c4 c5 3. d5 b5** (das Wolga-Gambit ist eine geeignete Waffe, um mit Schwarz auf Gewinn zu spielen) **4. cb a6 5. ba L:a6 6. Sc3 g6 7. f4 d6 8. Sf3 Lg7 9. e4 L:f1 10. T:f1 Db6** (zweifelhaft; 10. ... 0-0 war vorzuziehen) **11. e5! de 12. fe Sg4 13. De2 Sbd7 14. e6 Sde5 15. S:e5 S:e5 16. Lf4 D:b2 17. ef+ Kf8 18. D:b2 Sd3+ 19. Kd2 S:b2 20. Tab1** (Weiß ging aus den Verwicklungen mit deutlichen Vorteilen hervor: der Ba2 blieb als Mehrbauer übrig) **20. ... Sc4 + 21. Kd3 Se5+ 22. L:e5 L:e5 23. Se4! Kg7 24. S:c5 Lf6 25. Sd7 Ta3+ 26. Tb3 T:b3+ 27. ab K:f7** (mit letzter Kraft eroberte Schwarz den Bf7, sieht sich nun aber 2 weißen Freibauern gegenüber) **28. S:f6 ef 29. Tc1 Ke7 30. Tc6 f5 31. Kd4 Tb8 32. Ke5 T:b3 33. Tc7+ Kd8 34. T:h7 Tb2 35. g3 Ta2 36. d6 Ta4 37. Tg7 Te4+ 38. Kd5 Tg4 39. d7** (das Turmendspiel ist theoretisch gewonnen; Weiß spielt den technischen Teil präzise zu Ende) **39. ... Ta4 40. Ke6 Ta6+ 41. Ke5 Tb6 42. Kf4 Tb2 43. h3 Tb4+ 44. Ke5 Tb6 45. h4 Ta6 46. Kf4 Ta4+ 47. Kg5 Tg4+ 48. Kf6 T:g3 49. h5 g5 50. h6 Th3 51. h7 f4 52. Tg8+ K:d7 53. h8 D Schwarz gab auf.**

Magisches Quadrat

Waagerecht und senkrecht sind Wörter nachfolgender Bedeutung gleichlautend einzusetzen.

1. Werktätiger in der Mongolischen Volksrepublik, 2. französischer Philosoph und Orientalist (gest. 1892), 3. Grazie, Liebreiz, 4. Friedenssymbol, 5. einjähriges Fohlen.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

Auflösungen aus Heft 22/1989

Kreuzgitter. Waagerecht: Vögel (47), Apis (21), Akaba (32), Iasi (7), Ebro (60), Senor (41), Trog (74), Drall (55), Urania (35), Elam (26), Vase (1), Tera (12), Opal (73), Sago (59), Mir (18), Patt (65), Atta (43), Alte (8), Are (61), Torr (31), Ana (3), Ira (53), Bela (22), Dan (46), Anna (14), Klee (66), Reka (62), Don (39), Page (70), Otte (24), Iota (36), Gens (56), beer (11), Setter (30), Sigel (4), Avis (71), Arasi (16), Reed (63), Asen (44), Omega (50), Ente (28), Krone (68).

Senkrecht: Vesuv (9), Genus (38), Lira (64), Asti (19), Pirat (48), Seger (67), Arda (37), Kormoran (5), Ballast (15), Orest (51), Nugat (72), Lama (27), Agar (17), Entree (25), Para (52), Tein (2), Arbeit (40), Lade (57), Erna (49), Radeberg (10), Alant (33), Aken (54), Natrium (20), Knie (42), Reger (29), Orade (69), Asiat (6), Erato (58), Seine (34), Elea (23), Esse (45), Tank (13).

Um die Ecke gedacht: Dunkelkammer.

Wörter in Kreisen: 1. Senkel, 2. Orden, 3. Dieter, 4. Ramie, 5. Marone, 6. Nenze, 7. Tampen, 8. Stall, 9. Sediment.

Füllrätsel: 1. Rakete, 2. Braten, 3. Parade, 4. Ararat, 5. Sierra.

Umstellrätsel: Stiel – Pampe – Esten – Kirbe – Torte – Rispe – Orest – Segel – Karel – Ornat – Patte – Spektroskop.

Verbundenes: Regenbogen.

Vorsetzrätsel: (L)eiter – (I)taler – (B)lende – (U)rahne – (S)enkel – (S)tadel – (A)konto – Libussa.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 20) aus Heft 20/1989

Waagerecht: 2. Träuschling, 9. Lese, 12. Rade, 13. Vater, 15. Raupe, 17. Sete, 18. Rossi, 20. Eleve, 22. Solon, 23. Pier, 25. Sari, 27. Puma, 28. Limit, 31. Sol, 32. Roller, 35. Salbei, 37. Aral, 38. Not, 39. Eta, 40. Bad, 41. Alt, 43. Banner, 45. Prag, 47. Neer, 49. Ruhr, 50. Tema, 52. Ramona, 54. Lem, 57. Hus, 58. Sue, 59. Ire, 60. Oper, 63. Ulster, 66. Marc, 67. Nil, 68. Drake, 69. Umea, 70. Hel, 71. Bari, 73. Ibis, 73. Rage, 76. Super, 78. Knast, 79. Ihle, 80. Oleat, 82. Untat, 83. Nele, 84. Ahorn, 85. Gera, 86. Pfifferling.

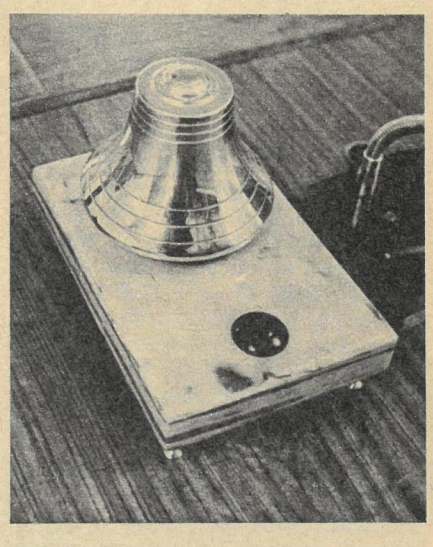
Senkrecht: 1. Bovist, 2. Titer, 3. Ähre, 4. Sure, 5. Haus, 6. Igel, 7. Gran, 8. Ödipus, 10. Eber, 11. Egerling, 14. Elista, 16. Porling, 17. Seal, 18. Rila, 19. Sima, 21. Valet, 24. Imam, 26. Trab, 29. Irene, 30. Ilona, 33. Ebene, 34. rar, 36. Bor, 38. Niet, 42. Lhasa, 44. Nute, 45. Prior, 46. Artek, 48. Morchel, 50. Täubling, 51. Mus, 52. Rum, 53. Asyl, 54. Lenau, 55. Milben, 56. Kemi, 61. Parasol, 62. Rettung, 64. Tuba, 65. Ressel, 68. Diktat, 72. artig, 73. Iler, 74. Reep, 75. Gori, 76. Ster, 77. Pumi, 81. Elf.

Lösung: Kornblumenröhrling

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M E. Lachmann, Kohren-Sahlis, 7234
2. Preis:
75,– M Willi Lindner, Sergen, 7501
3. Preis:
50,– M Sigrid Scheel, Stendal 5, 3500
4.–8. Preis:
je 25,– M Ch. Wollank, Frankfurt/O., 1200; Kurt Telemann, Nordhausen, 5500; Esther Wolf, Riesa, 8400; Elvira Dräger, Jarmen, 2032; U. Wolff, Merseburg, 4200.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

Fortsetzung von Seite 23



Abstimmung im Kreml

im Saal sind umlagert. Das Spektrum der Meinungen ist groß: Wenn schon 60 Milliarden Defizit, dann auch 62; zurück an die Kommissionen; warum gerade bei Sozialausgaben eine Verknüpfung mit Preiserhöhungen; Suche nach neuen Finanzquellen durch Minister Pawlow; Ryshkow soll das Geld ausfindig machen, er hat gesagt, bis 1991 keine Preiserhöhungen; Autos auf dem Schwarzen Markt verkaufen... Ministerpräsident Ryshkow erhält das Wort. Im Vorschlag seiner Regierung waren diese Preiserhöhungen nicht enthalten, sie sind durch Abgeordnete in der Plan- und Finanzkommission aufgenommen worden. Raunen im Saal. Er schlägt vor, diese drei Punkte zu streichen, seine Regierung wird versuchen, noch Quellen zu erschließen, um diese zusätzlichen sozialen Maßnahmen zu gewährleisten. Mit 349 Ja-Stimmen des Parlaments, 13 Gegenstimmen, 30 Enthaltungen wird er auf diesen schweren Weg geschickt. Wegen der Brisanz der Preisfragen läßt der Vorsitzende des Parlaments über jeden einzelnen Vorschlag abstimmen: „Denn das Land schaut auf uns, wie wir in diesen Fragen entscheiden." Und so wird die Preiserhöhung bei Bier nur von 44 Abgeordneten gutgeheißen, 338 sind dagegen, 16 enthalten sich der Stimme. (Für Interessierte: bei Zigaretten 54-337-10, bei Delikatessen 58-333-13.)

Zwei der wichtigsten Gesetzesvorhaben sind verabschiedet – neu im Herangehen an die Quelle der Finanzierung, in den Proportionen und Maßnahmen. Die Perestroika zeigt sich in der völlig andersartigen konzeptionellen Ausrichtung der ökonomischen und sozialen Entwicklung des Landes, die das einzige Ziel hat, das Lebensniveau des Volkes zu erhöhen. Bei diesem Herangehen wächst die Autorität des Parlaments. So zeigt eine jüngst veröffentlichte soziologische Untersuchung, daß in der Bevölkerung die Meinung überwiegt, daß die gegenwärtige Tagung produktiv ist. Positiv bewerten 49 Prozent der Befragten die Arbeit der Deputierten, 34 Prozent halb oder ganz skeptisch, 17 Prozent sind ohne Meinung. Die Mehrheit der Bevölkerung versteht auch, daß mit einem Schritt die Lösung der sozial-ökonomischen Probleme des Landes nicht möglich ist.

Zur Halbzeit der Tagung kann der Oberste Sowjet eine gute Bilanz ziehen: 18 Gesetze und Beschlüsse wurden verabschiedet, 26 weitere Gesetzesprojekte sind im Stadium der Beratung in den Kommissionen und Komitees, unter ihnen auch die Vorlage Nummer 32 – das Pressegesetz, von dem Sergej Alexejew sagte: „Es ist ein Wendepunkt, in dem Gesetz wird festgeschrieben, daß die Presse und die anderen Massenmedien frei sind, Zensur findet nicht statt." Größte Aufmerksamkeit der Deputierten verlangt auch Punkt 19 der dringlichen Punkte der Tagesordnung: Berichte der vom Obersten Sowjet eingesetzten Kommissionen, wie der zur Wiederherstellung der Autonomie der Sowjetdeutschen an der Wolga.
Wenn die Zeit der Deputierten drängt, dann auch deshalb, weil schon im Dezember der Kongreß der Volksdeputierten ihre Arbeit bestätigen soll. Vor allem aber steht vor allen Republiken ein schon jetzt die örtliche und republikanische Öffentlichkeit bewegendes Ereignis: die Wahlen in die Machtorgane der Republiken und örtlichen Sowjets, vom Dezember 1989 bis zum März 1990.

Zusatzfoto: TASS

Ministerpräsident Ryshkow vor dem Parlament: Im Vorschlag seiner Regierung waren keine Preiserhöhungen enthalten, sie sind durch Abgeordnete aufgenommen worden.

ZAR WASSERWIRBEL

2.

Grüß dich, Hirt!

Was treibt ihr hier? Verschwindet, Cäsar, beiß die Eindringlinge!

1.

Wütend stürzt der Gerufene, ein gewaltiger Hecht, herbei. Schon öffnet er sein Maul, gefährlich wie Dolche blitzen seine Zähne. Doch ehe er zuschnappen kann, hat ihn der Soldat schon am Schwanz gepackt und wirbelt ihn durch die Luft. Erschrocken sieht's der Hirt.

„Hollah!"

2.

3.

„Verzeiht mir meine Grobheit! Also, was wollt ihr im Reich des Wasserkönigs?" „Wasserkönig? Aber hier ist doch Wald?" „Das war mal Wald. Der Zar hat ihn beim Kartenspiel gegen den Waldschrat gewonnen. Alle Waldtiere und Vögel haben wir verjagt, die Bäume wagen vor Angst nicht zu rascheln. Jetzt hüten wir hier unsere Fische, züchten Frösche und töten alle, die unser Reich betreten! Doch verzeiht, Seine sumpfige Hoheit erwartet mich!"

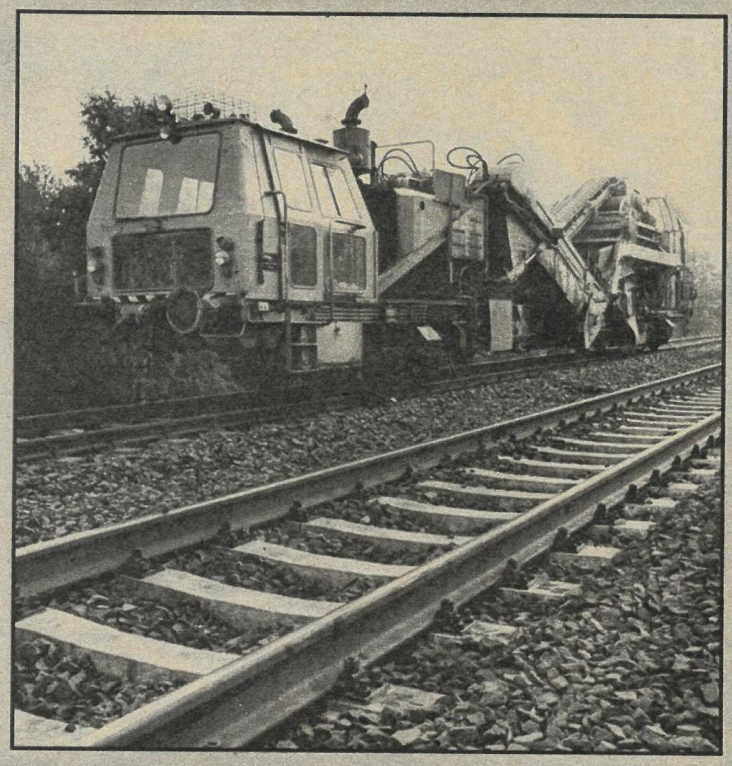
1.

He, Zar Wasserpfütze, zeig dich! Komm vor, Zar Wasserkessel! Der Gefürchtetste willst du sein und verkriechst dich vor Angst?

5.

Frei nach dem Theaterstück des sowjetischen Dichters Jewgeni Schwarz, gezeichnet von Tatjana Neljubina. Redaktion: Karin Kopp

ANZEIGE



Ein Beruf bei der Deutschen Reichsbahn

Ein Beruf mit Zukunft

Die Deutsche Reichsbahn ist der größte und wichtigste Verkehrsträger der DDR.
Die Anforderungen wachsen mit dem steigenden Warenaustausch unserer Republik mit vielen ausländischen Handelspartnern. Durch planmäßiges Wachstum der Industrieproduktion, durch die Verlagerung von Transporten von der Straße auf die Schiene und durch den verstärkten Einsatz einheimischer Energieträger hat die Deutsche Reichsbahn ca. 80 % der Gütertransportmenge der DDR zu befördern. 1,7 Millionen, d. h. etwa 10 % der Einwohner unserer Republik sind täglich mit der Eisenbahn unterwegs.

Um die Reisebedürfnisse zu befriedigen, setzt die Deutsche Reichsbahn täglich 7100 Reisezüge ein, wobei sie eine Entfernung zurücklegen, die mehr als das Zehnfache des Äquatorumfanges beträgt.
Dazu ist u. a. das rund 14 000 km lange Streckennetz der Deutschen Reichsbahn instandzuhalten und zu reparieren.
Interessante, abwechslungsreiche und vielseitige Tätigkeiten auf den Baustellen und Strecken der Deutschen Reichsbahn und in den Werkstätten bieten sich an.
Ganze Männer sind gefragt, die in der freien Natur bei jedem Wetter die Strecken mit ihren Gleisen, Weichen, Entwässerungsanlagen und Wegübergängen reparieren und instandhalten.

● **Gleisbaumaschinisten**
führen mit ihren Gleisbaumaschinen Arbeiten zur Neuherstellung und Instandhaltung der Gleisanlagen aus. Sie fahren mit der Gleisbaumaschine im Zugverband oder als Triebfahrzeug, auch mit angehängtem Wagenzug, auf allen Strecken der Deutschen Reichsbahn und führen selbständig alle notwendigen Zug- und Rangierfahrten zu den Baustellen und Werkstätten aus. Sie führen als spezialisierte Schlosser oder Elektriker/Elektroniker notwendige Pflege-, Wartungs- und Reparaturarbeiten an allen fahrzeugtechnischen und gleisbaumaschinentechnischen Baugruppen und Systemen aus.
Bewerben können sich Werktätige mit einer abgeschlossenen Berufsausbildung als Schienenfahrzeugschlosser, Facharbeiter für Eisenbahnbau oder eines artverwandten Berufes. Für Schüler der allgemeinbildenden polytechnischen Oberschulen besteht nach erfolgreichem Abschluß der 10. Klasse die Möglichkeit, eine 2jährige Lehrausbildung als Schienenfahrzeugschlosser Spezialisierungsrichtung Gleisbaumaschinist aufzunehmen.

● **Gleisbauer**
führen manuelle und mechanisierte Erhaltungsarbeiten am Eisenbahnoberbau, Unterbau und Streckenanlagen aus. Dazu bedienen, warten und pflegen sie Gleisbaumaschinen und -geräte.
Bewerben können sich Werktätige mit dem Facharbeiterabschluß Gleisbaufacharbeiter, Facharbeiter für Eisenbahnbau oder eines anderen bautypischen Berufes. Eine Bewerbung ohne abgeschlossene Berufsausbildung ist ebenfalls möglich. Schüler der allgemeinbildenden polytechnischen Oberschulen können sich für eine 2jährige Ausbildung als Facharbeiter für Eisenbahnbau bewerben. Voraussetzung für diesen Lehrberuf ist der erfolgreiche Abschluß der 10. Klasse. Schüler mit dem Abschluß der 8. Klasse können in 3jähriger Lehrzeit den Beruf Gleisbaufacharbeiter erlernen.
Im Rahmen der Erwachsenenbildung können für einzelne Arbeitsaufgaben, wie Weichenschlosser, Schweißer, Hebezeugführer, Führer von Gleiskraftwagen, Streckenwärter u. a. die erforderlichen Befähigungsnachweise erworben werden.

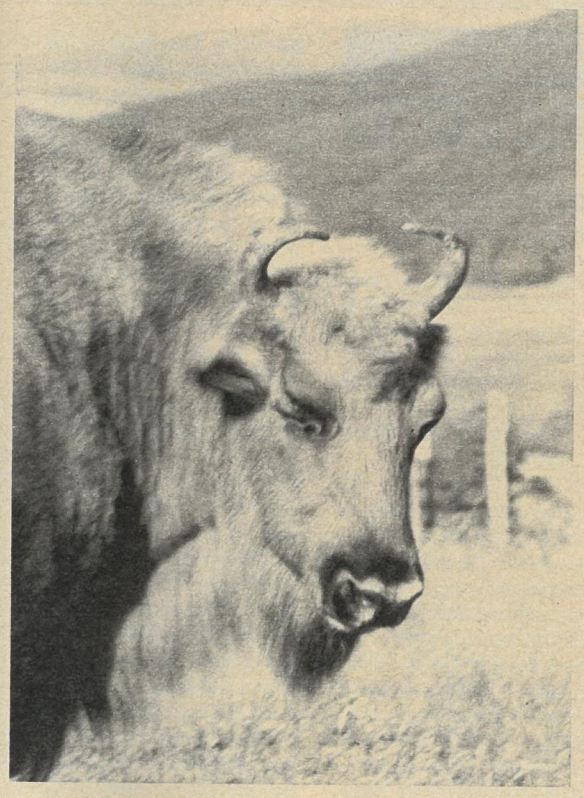
● **Tiefbauer**
stellen die Erdbauwerke für neue Fahrwege und die Mastgründungen für die elektrischen Fahrleitungen her. Sie halten den Unterbau mit seinen Tragschichten und Entwässerungsanlagen instand und verlegen Kabel und Rohrleitungen.
Bewerben können sich Werktätige mit dem Facharbeiterabschluß Tiefbauer oder Baufacharbeiter. Schüler der allgemeinbildenden polytechnischen Oberschulen können sich für eine 2jährige Ausbildung als Baufacharbeiter Spezialisierungsrichtung Tiefbau bewerben, Schüler mit dem Abschluß der 8. Klasse können in 3jähriger Lehrzeit den Beruf Tiefbauer erlernen.
Schulabgänger der 10. Klasse können in den genannten Ausbildungsberufen auch eine dreijährige Berufsausbildung mit Abitur als Grundlage für eine Hochschulausbildung aufnehmen.

Die Deutsche Reichsbahn bietet:
- gute Verdienstmöglichkeiten mit zusätzlichen Prämien für Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit
- Jahresendprämie
- zusätzliche Belohnung für längere Dienstzeit bis zu 8 % des Bruttoeinkommens der letzten 12 Monate bereits nach 3 Arbeitsjahren
- Freifahrscheine innerhalb der DDR und für das sozialistische Ausland (auch für Familienangehörige)
- vielfältige Sozialleistungen in betriebseigenen Ferienheimen und Betriebsambulatorien
- günstige Renten

Die Reichsbahndirektionen, Abt. Kader und Bildung, nehmen Ihre Anfragen und Bewerbungen gern entgegen:
Berlin, Wilhelm-Pieck-Str. 142, Berlin, 1054, Tel.: 4 92 15 67
Cottbus, Schillerstr. 21/22, Cottbus, 7500, Tel.: 44 34 60
Dresden, Ammonstr. 8, Dresden, 8010, Tel. 4 61 34 80
Erfurt, Bahnhofstr. 23, Erfurt, 5020, Tel.: 3 04 14
Greifswald, Johann-Stelling-Straße 30, Greifswald, 2200, Tel.: 61 44 61
Halle, Ernst-Kamieth-Str. 2, Halle, 4020, Tel.: 8 41 55 39
Magdeburg, Materlikstr. 1/10, Magdeburg, 3010, Tel.: 3 75 58 44
Schwerin, Herbert-Warnke-Str. 15/17, Schwerin, 2700, Tel.: 82 54 49
Reichsbahnbaudirektion, Schadowstraße 12–13, Berlin, 1086, Tel.: 4 92 24 00
Auskünfte erteilen auch die Leiter bzw. Abteilungen Kader und Bildung der örtlichen Dienststellen der Deutschen Reichsbahn.

Reg.-Nr. 174/III/88

Ur-Vieh



Ein Wisentstier (links) ist Erzeuger der Rinderdame „Sarah“ (rechts). Von ihm erbte sie die schwarze Zunge, das struppige Haarkleid und ein Paar spitzer, respektgebietender Hörner – von der Mutter den hellfarbenen Kopf mit schwarzem Augenring; sie ist eine „Zubronica“, vom Wisent (slawisch: Zubr) und dem Slowakischen Bunten Hausrind. „Sarah“ muht nicht nach Art des Rindviehs, sie grunzt oder röchelt, wie bei den Sippen der Wildrinder üblich.

Beheimatet sind beide auf der Station für Experimentalzucht bei Topolčiany im Vorland der Kleinen Karpaten, nordöstlich von Bratislava. Versuche, Hybriden von Wild- und Hausrind zu gewinnen, wurden schon vor Jahrzehnten unternommen, unter anderem in Rußland, Polen, den USA und in Kanada. Es lockt dabei der rasche Zuwachs von hochwertigem Fleisch, zu erzielen mit geringem Futteraufwand. Hybridrinder sind widerstandsfähig gegen Tierseuchen, sie überwintern auch bei starkem Frost unter bloßen Schuppendächern. Das Problem besteht allerdings darin, daß Bastardbullen bisher fast alle unfruchtbar blieben.

Zunächst wollten sich unter Obhut der slowakischen Züchter im unmittelbaren Kontakt weder Hausrindbullen mit Wisentkühen, noch junge Wisentstiere mit Hausrindkühen befreunden. Schließlich ging man dazu über, Samen des Wisents mehreren Hausrindfärsen einzuführen. In einem Falle mit Erfolg! Am 3. November 1984 kam „Sarah“ zur Welt, Typ eines Säugetiers, das weder Wisent noch Hausrind ist. Jetzt aber gelang der nächste Schritt ... Halbblütin „Sarah“ wurde Mutter durch einen gewöhnlichen Hausrindbullen und brachte ein gesundes Kälbchen zur Welt, das genetisch ein Viertel 'Wisent' und drei Viertel 'Slowakenrind' darstellt.

Nach der Logik der Versuchsreihe müßte die heranwachsende Jungkuh sich – mit oder ohne Hilfe des Veterinärs – wieder einem Wisentstier vermählen, um das Wildrind-Erbe dauerhaft zu bewahren. Weiter geht auch das Bestreben, durch frühes Aneinandergewöhnen der unterschiedlichen Arten am Ende doch Paarungen zu erreichen; weibliche Wisentkälber wuchsen gemeinsam mit einem Bullkalb des Hausrindes heran. So kam die Wisentkuh „Maca“ zu ihrem Stierkalb „Sambo“ – vielleicht einem Stammhalter künftiger Generationen. Bei allem ist selbstverständlich, daß Fachleute in Polen und in Belorußland, die sich ebenfalls mit der Hybridisierung von Nutzrindern beschäftigen, von ihren slowakischen Kollegen über „Familienereignisse“ auf dem laufenden gehalten werden.

J. Gembický (Text und Bild)

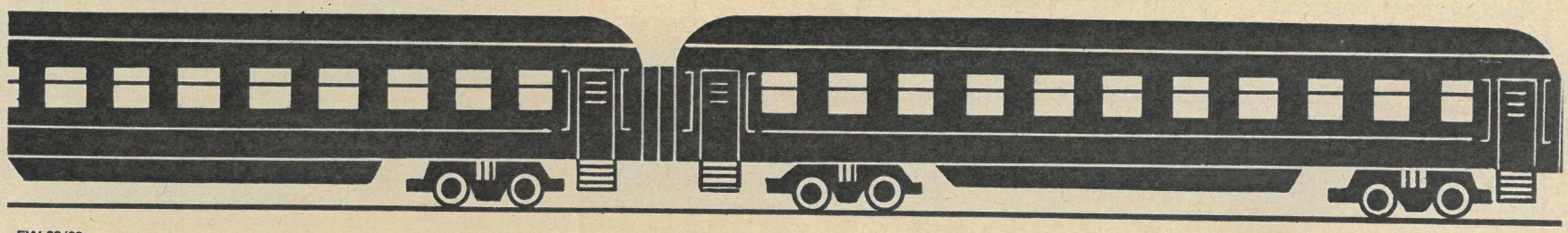
Die Sowjetischen Eisenbahnen bieten Ihnen

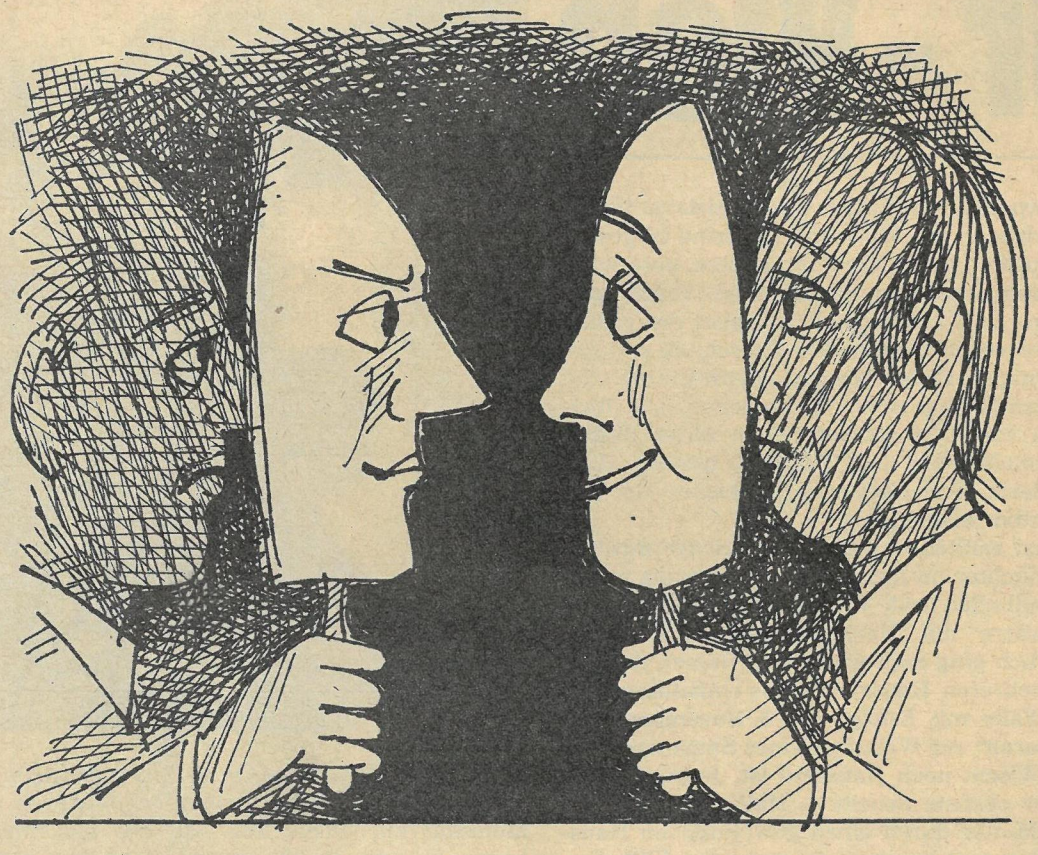
das traditionelle, zuverlässige und sparsame Verkehrsmittel – den Zug – an.

Täglich fahren von Berlin sowjetische Züge und Kursschlafwagen nach Moskau, Leningrad, Kiew, Minsk, Vilnius und Riga ab.

In den Wagen der Sowjetischen Eisenbahnen sind Ihnen aller Komfort, aufmerksame Bedienung und traditionelle russische Gastfreundschaft garantiert.
Um ausführliche Information wenden Sie sich bitte an das Reisebüro und die Vertretungen von Intourist.

Wir laden Sie zu einer Reise ein! Sowjetische Eisenbahnen





Mit dieser neuen FREIE WELT-Folge ergänzen wir unseren Beitrag „Die Angst hat viele Gesichter" auf den Seiten 46–51 in dieser Ausgabe. Das Thema der menschlichen Angst umfaßt ein weites Feld wissenschaftlicher Forschungen. Gelehrte aus aller Welt haben dazu viele und umfangreiche Abhandlungen geschrieben. Sie, liebe Leser, werden daher verstehen, daß die Zeitung mit ihrem begrenzten Raum sich bescheiden muß. Dennoch möchten wir Ihnen ein paar Ratschläge geben, wenngleich es auch hier keine Patentrezepte gibt. Nehmen Sie unsere Anregungen als das, was sie sein sollen: als Denkanstöße und Orientierungshilfen in Ihrem Alltag.

Unser heutiges Thema heißt:

Die Angst und ihre Signale

Nicht immer ist klar, daß sich hinter mancher auffälligen, aus der Norm fallenden Verhaltensweise Angst verbirgt. Eigensinnige Rechthaberei, übertriebene Unterwürfigkeit, ehrgeiziges Leistungsstreben können Angst signalisieren. Es ist uns im täglichen Leben kaum möglich, und es ist auch nicht notwendig, elektronische Apparaturen mit sich herumzuschleppen, um Rückmeldungen über den eigenen Angstpegel oder den unseres Mitmenschen zu erhalten. Es reicht meist aus, unsere Sinnesorgane zu benutzen, um Angstsignale anderer aufzunehmen. Wir sollten unseren Körper als Indikator gebrauchen: Überprüfen wir uns kritisch!
Stärkere Angstformen wie Fluchtverhalten oder das furchtsame Vermeiden von bestimmten Situationen sind offensichtlich. Diskrete Hinweise bieten ein angespannter Gesichtsausdruck, das Zittern der Fingerspitzen, feucht-kalte Hände, in kritischen Lagen auftretendes und fälschlich als Gelassenheit gedeutetes Gähnen, häufiges Räuspern, eine belegte Stimme. Auch die Reaktionen, die der Körper über das vegetative Nervensystem steuert, kennen wir: Es sind Hautblässe, Schweißausbrüche, Herzjagen, gehäufte Atemaktion, Mundtrockenheit usw. Fallen uns solche Verhaltensweisen auf, kann das bedeuten: „Ich fürchte mich!" – „Ich brauche Hilfe!" – „Ich weiß nicht weiter!"
Und bei mir selbst? Bin ich nicht schon wieder innerlich angespannt? Sind da nicht wieder fahrige Handbewegungen? Wenn intensivere Symptome wie Magendruck, Herzstiche oder Spannungskopfschmerz auftreten, sollten wir uns fragen: „Was war da vorher?", beispielsweise ein Termin beim Chef oder: „Was steht anschließend bevor?"
Was ist zu tun? Ursachen, die man wahrnimmt, die man kennt, haben bereits einen Teil ihrer Gefährdung verloren. Es ist wichtig, die Körperventile zu kennen, über die man Spannungen abreagiert. Machen Sie daher folgende Übung:

1. Bitte beantworten Sie sich die Frage, welche Ereignisse, welche Situationen, denen Sie häufig ausgesetzt sind, Ihnen Angst einflößen.
2. Schreiben Sie sich danach einmal die Signale auf, die Sie an sich selbst in solchen angsteinflößenden Situationen beobachten!

Unser Literaturhinweis:
Zum Ende des Jahres erscheint im VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften Berlin von A. Katzenstein u. E. Sitte: Angst. Wesen – Entstehung – Bewältigung. Etwa 160 Seiten für 7,80 M.
In der nächsten Folge:
Wie verhalten Sie sich bei Angst?

FREIE WELT Ratgeber

Wie überwinde ich meine Angst?

Hilfe zur Selbsthilfe

Von Medizinalrat Dr. Dieter Seefeldt, Chefarzt im Klinik-Sanatorium „Heinrich Heine" in Neu Fahrland

1

Sie fragen wir antworten

Wie war das mit der Arbeitsarmee?

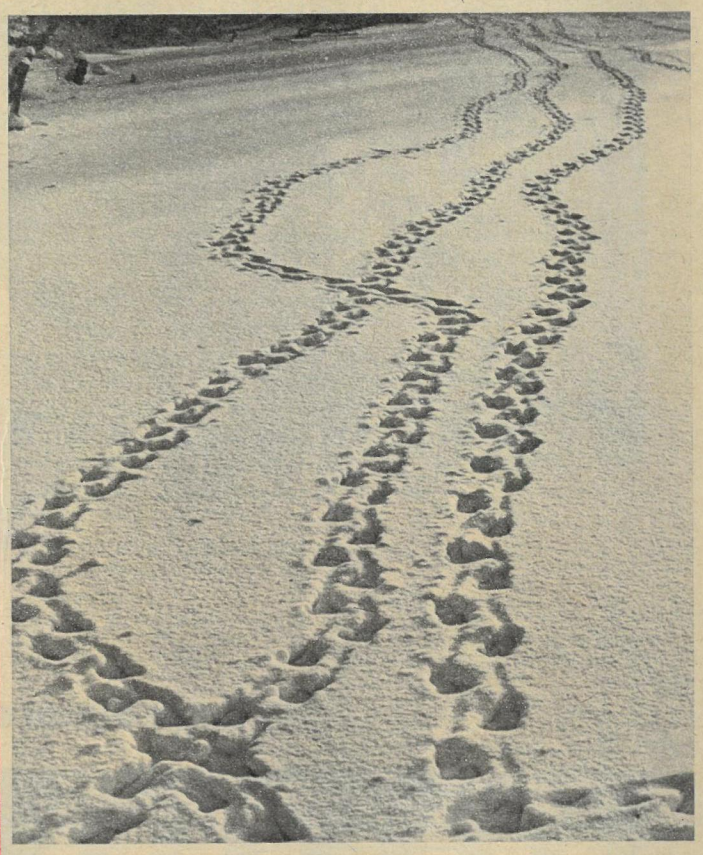
Im Zusammenhang mit den Problemen der Aussiedlung von Sowjetdeutschen in der UdSSR wird mehrfach die Arbeitsarmee erwähnt. Was hatte es damit auf sich?

Wolfgang Hielscher, Berlin

In den 20er Jahren hatte Lew Trotzki die Idee einer Arbeitsarmee. Er wollte mittels einer straff organisierten, armeeähnlichen Organisation die vorwiegend ländlich-bäuerliche Bevölkerung der Sowjetunion zur Industrialisierung des Landes heranziehen. Dieser damals verworfene Gedanke stand augenscheinlich Pate, als die ersten Sowjetdeutschen aus der Ukraine ausgesiedelt und zum Teil in Arbeitslagern interniert wurden. In großem Maßstab wurde die Arbeitsarmee organisiert, nachdem 1941 kurz nach Kriegsbeginn die ASSR der Wolgadeutschen widerrechtlich aufgelöst wurde und man alle Männer von 15 bis 55 Jahren zur Arbeit im Hinterland verpflichtete. Etwas später wurden auch die sowjetdeutschen Rotarmisten, die schon einige Wochen an der Front gekämpft hatten, in die Arbeitsarmee eingegliedert. Ein Befehl hatte ihnen den direkten Kampf gegen die faschistischen deutschen Aggressoren verboten. Ende des Jahres 1942 wurden ebenfalls alle sowjetdeutschen Frauen im Alter von 16 bis 50 Jahren in die Arbeitsarmee verpflichtet, soweit sie keine Kinder im Alter unter drei Jahren hatten. So setzte sich die Arbeitsarmee zu Kriegszeiten aus etwa 500 000 Deutschen und einer sehr geringen Anzahl „unzuverlässiger" Angehöriger anderer Nationalitäten (Tataren, Kalmyken, Usbeken ...) zusammen. Die in bewachten Lagern untergebrachten Mitglieder der Arbeitsarmee waren vor allem an der Errichtung von Rüstungsbetrieben im Ural, beim Straßen-, Eisenbahn- und Brückenbau beteiligt, förderten im Norden Kohle und arbeiteten in der sibirischen Taiga beim Holzeinschlag. Obwohl diese Art der Zwangsverpflichtung ungerechtfertigt und diskriminierend für die deutschstämmige Bevölkerung der Sowjetunion war, sahen und sehen sehr viele Deutsche diese Arbeit als ihren Beitrag zum Kampf und zum Sieg über den Hitlerfaschismus an. Die Arbeitsarmee bestand bis zum Jahre 1947, einige Abteilungen noch bis 1950.

Hajo Obuchoff

Auf dem Plenum der KPdSU zur Nationalitätenpolitik ging Natalie Gellert



Wege suchen ...

... und finden! Welche sind gangbar? – Nachdenken über ein Leserfoto.

Der Unfall auf der Angara. Zeichnung von Henry Sandham

(siehe auch FW 21/89) in ihrem Diskussionsbeitrag auf das Schicksal der in der Arbeitsarmee mobilisierten Menschen ein: „Von ihnen war bei Kriegsende bestenfalls die Hälfte noch am Leben. Bislang sind sie den Teilnehmern am Großen Vaterländischen Krieg nicht gleichgestellt worden."

Bücher von Kennan?

Vor einiger Zeit bekam ich im Antiquariat das Buch des amerikanischen Publizisten George Kennan über Sibirien 1885 „... und der Zar ist weit". Ich las mich fest. Gibt es noch andere Bücher aus seiner Feder?

Doris Gäbler, Liebenwalde

Im Nachwort des von Ihnen genannten Werkes, das 1975 bei Rütten & Loening Berlin erschien, ist die deutsche Ausgabe des Buches „Zeltleben in Sibirien und Abenteuer unter den Korjaken und anderen Stämmen in Kamtschatka und Nordasien" von 1890 erwähnt. Außerdem kam 1892 laut Auskunft der Deutschen Staatsbibliothek in deutscher Sprache noch „Russische Gefängnisse" heraus.

Was wollen Sie wissen?

Welche Erfahrungen der Perestroika interessieren Sie? Solche Fragen – oder ganz andere? Was tut man gegen Einkaufsschlangen, gegen Umweltschäden? Wozu braucht man neue Gesetze? Schreiben Sie uns!

Abwarten – und Tee trinken?

In unserem Heft 22/89 berichteten wir unter dem Titel „Geschlossene Gesellschaft und offenes Wort" über eine DSF-Veranstaltung neuer Art in Döbeln. Junge Leute taten freimütig ihre Meinung kund. Hier im Nachtrag zwei Stimmen.

Andreas Perge: Vor sechs Wochen trug ich mich noch mit dem Gedanken abzuhauen. Jetzt denke ich abzuwarten, ob sich die Dinge weiter ändern. Wenn ich auch bezweifle, daß die bisherigen Funktionäre da viel bewirken werden. In unserem Ort ist nichts los, die wenigen Gaststätten sind total überfüllt und auch sonst tut sich für die Jugend gar nichts. Schon aus Langeweile nahm ich an der Demo in Leipzig teil. Aber das war es nicht nur, ich war auch für ihre politischen Forderungen.

Claudia Kuhr: Müssen überhaupt so viele Menschen in der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft sein? Die meisten sind doch bloß Beitragszahler. Wie waren denn die Veranstaltungen, Musik, ein Wissenstoto ... Wir kamen, weil wir geladen waren, nicht aus wirklichem Interesse. Können Sie in Ihrer Zeitung nicht eine Diskussion führen, wie DSF-Arbeit aussehen soll? Warum immer die Verpflichtungsbewegung?

Telebank

Vor einiger Zeit veröffentlichten Sie auf Ihren Konkretseiten (FW 8/89) einen Bericht über die neu eingerichtete TV-Börse der Ideen im bulgarischen Fernsehen. Hier bekamen Leute die Chance, ihre Ideen per Bild vorzustellen, um potentielle Produzenten zu werben. Hat sich das Experiment bewährt?

Erika Müller, Gera

Von der Moderatorin dieser Sendung Neli Tersiewa erfuhren wir: Innerhalb nur eines Jahres sind 5000 Vorschläge in der Fernsehredaktion eingetroffen, die sich jedoch von jenen im Institut für Erfindungen und Rationalisierung deutlich unterscheiden. 60 Vorschläge laufen schon als fertige Produkte vom Band, vom Minitraktor bis zum Thermometer. Kunden sind Firmen, die jetzt selbständig ihr Auftreten auf dem Markt regeln können. Der jüngste Erfinder ist gerade 14, der älteste immerhin 79 Jahre alt. Demnächst soll die Firma „Telebank" gegründet werden, die Ideen von Leuten ausfindig macht, bearbeitet, verteidigt und Realisierungspartner im Lande sucht. Brauchbare Vorschläge wird die Bank im In- und Ausland patentieren lassen und sich um ihre praktische Anwendung kümmern.

Blende auf – Blende zu

„Wir heute und hier" (FW 20/89) ist der schlechteste Beitrag, den Sie bisher gebracht haben. Dabei lese ich Ihre Zeitung, seit sie besteht. Nacktheit, Korn und Karo, LPG im Schlamm und vier behütete Schönheiten ...

Edith Wagner, Dresden

Die Fotoaktion zum Jahrestag zeigte die Freude der Laien, besondere Ereignisse mit der Kamera festzuhalten. So entstanden lustige und auch vielsagende Bilder. Besonders gefallen hat mir der Jungenkopf auf der Titelseite, die Hand an seiner Wange strahlt Güte und Fürsorge aus. Anders dieses Bild: Junge Frau, raffinierter Blick, Zigarette im Mund. Gesundheitsexperten reden sich Fransen an den Mund, um auf die Gefahren von Nikotin besonders in jungen Jahren hinzuweisen.

Hildegard Rösler, Seebach

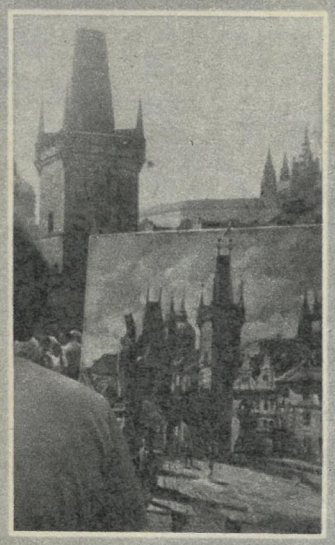
Bei Bauten und Landschaften hätte vermerkt werden sollen, wo sie sich befinden!

Hildegard Busies, Borna

Malerisch

Erfreulich war zu lesen, was alles für die Prager Altstadt getan wird („Regenerace heißt Erneuerung", FW 18/89). Mich fasziniert immer wieder die Karlsbrücke. Um sie zu überqueren, braucht man viel Zeit. Bei Dutzenden von Malern und Souvenirverkäufern kann man verweilen, zusehen, bewundern.

Wolfgang Schlegel, Döschnitz



Kennen Sie Лейпциг?

Als Mitglied der AG Philatelie Schneeberg sammle ich Ihre Rubrik Briefmarken-Galerie. Die Sammler haben sich heute weitgehend spezialisiert. Meine Themen sind Lenin und die Leipziger Messe. So las ich den Beitrag „Verhinderte Hochzeit" (FW 18/89) ebenfalls sehr aufmerksam, weil es dazu etwas in meiner Lenin-Sammlung gibt. 1981 fand der Gedenkaufstieg auf den Rysy zum 25. Male statt. Die Post der ČSSR gab aus diesem Anlaß einen Sonderumschlag, eine Sonderbriefmarke und einen Sonderstempel heraus. Vor einigen Tagen bekam ich nun einen Brief aus der UdSSR mit ungewöhnlichem Absender: Leipzig im Tscheljabinsker Gebiet. Soldaten der russischen Armee sollen sich nach der Völkerschlacht dort niedergelassen und eine bäuerliche Siedlung gegründet haben, der sie den Namen Leipzig gaben. Wie wäre es, wenn ein FW-Reporter diesen Ort einmal mit besucht und in der FREIEN WELT vorstellt.

Hans Auge, Schneeberg

Preisfrage

Heft 23/89

Wer mußte geschmolzenes Edelmetall trinken?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. **1 × 50 M** sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 26/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 6. Dezember 1989.

Folge 4 (Schluß) der Erinnerungen an Heinz Birkemeyer erscheint in Heft 24/89, die Auflösung der Leserforum-Preisfrage aus Heft 21/89 erst in Heft 25/89.

Redaktion: Ingrid Buchholz, Helga Bengtson; Fotos: Konstantin Unger, Wolfgang Schlegel; Repro aus „... und der Zar ist weit", Verlag Rütten & Loening Berlin; Zeichnung und Vignette: Martin Kotsch

Dem Frieden die Freiheit

Rundfunk-Solidaritätskonzerte in Gemeinschaft mit dem FDGB

Abendkonzerte:
1., 8., 15. und 22. Dezember 1989
19.30 Uhr

Jugendradio DT 64:
26. November, 3., 10. und 17. Dezember 1989
17.00 Uhr

Stimme der DDR
Radio DDR · Berliner Rundfunk · Jugendradio DT 64

(ausschneiden und an Stimme der DDR, Berlin 1160, schicken – bitte in Druckschrift ausfüllen)

SOLIDARITÄT
hilft siegen!

Name/Gewerkschaftsgruppe

Betrieb/Anschrift

Wert der monatlich erworbenen Solidaritätsmarken bzw. weitere Spenden auf das Konto 444 bei der Staatsbank der DDR

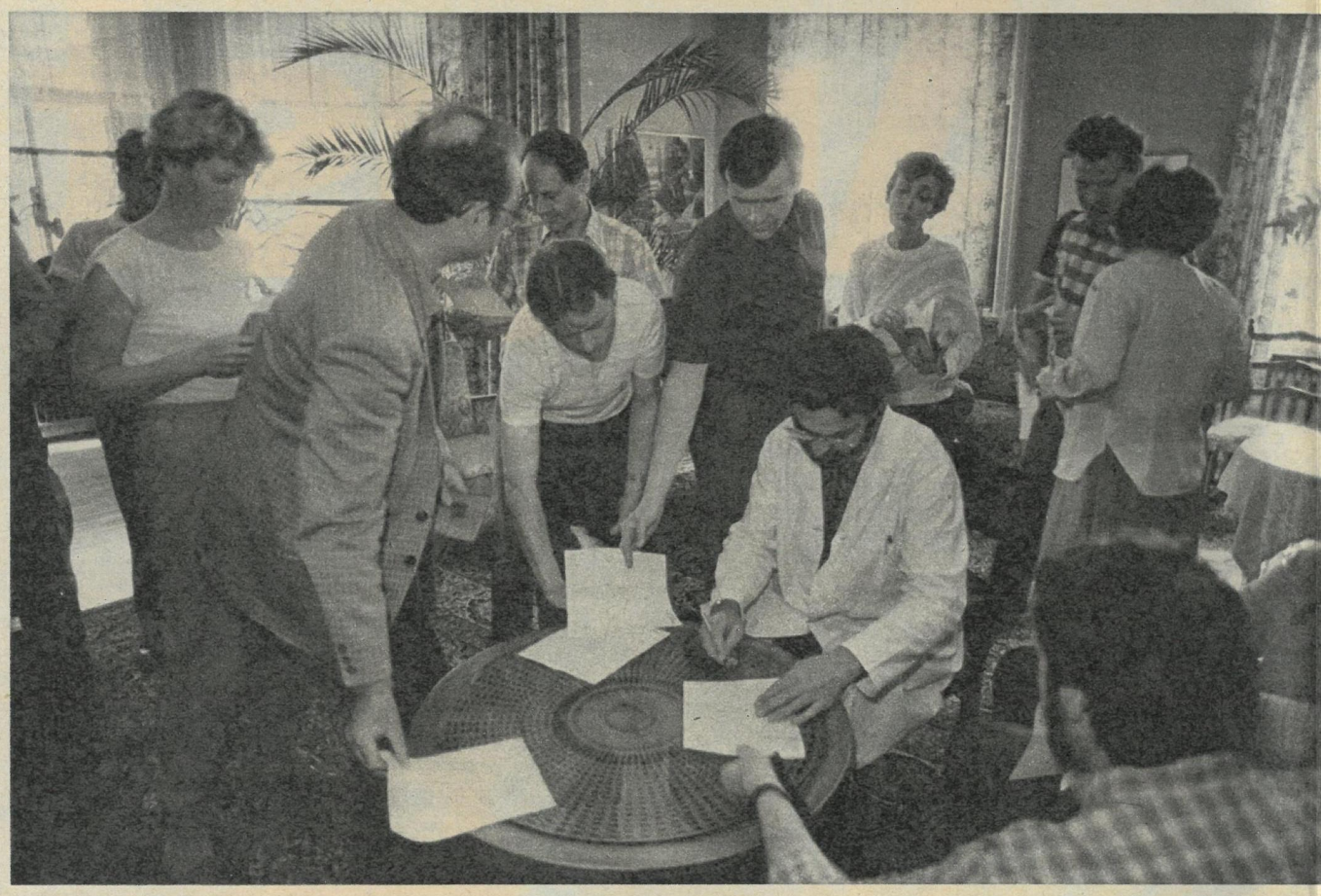
Musikwunsch

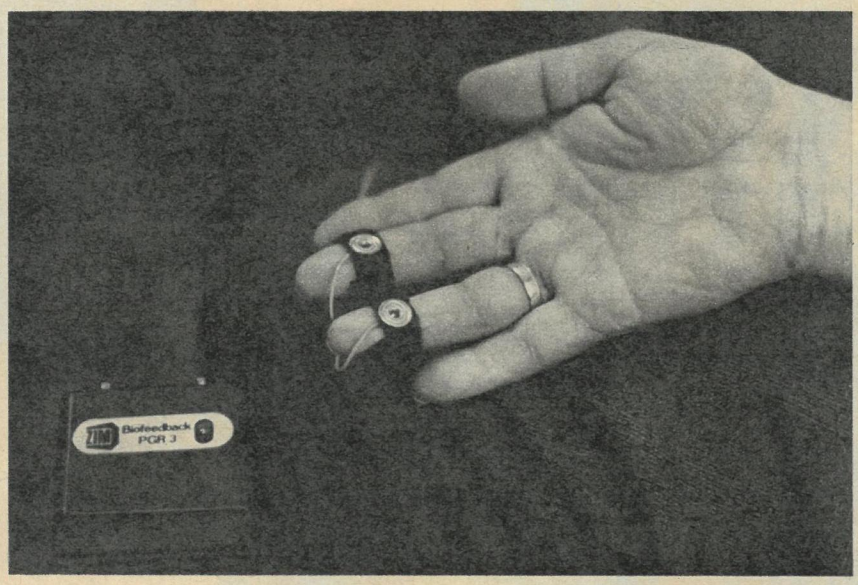
Angst hat viele Gesichter

Angst sei gesund für die Seele wie ein Bad für den Körper, sagte Gorki. Angst lähmt aber auch den Menschen oder macht ihn krank. Wie kommt es zu solchen psychosomatischen Erkrankungen, die auch in unserem Land immer mehr zugenommen haben? Was ist Angst aus der Sicht der Mediziner?

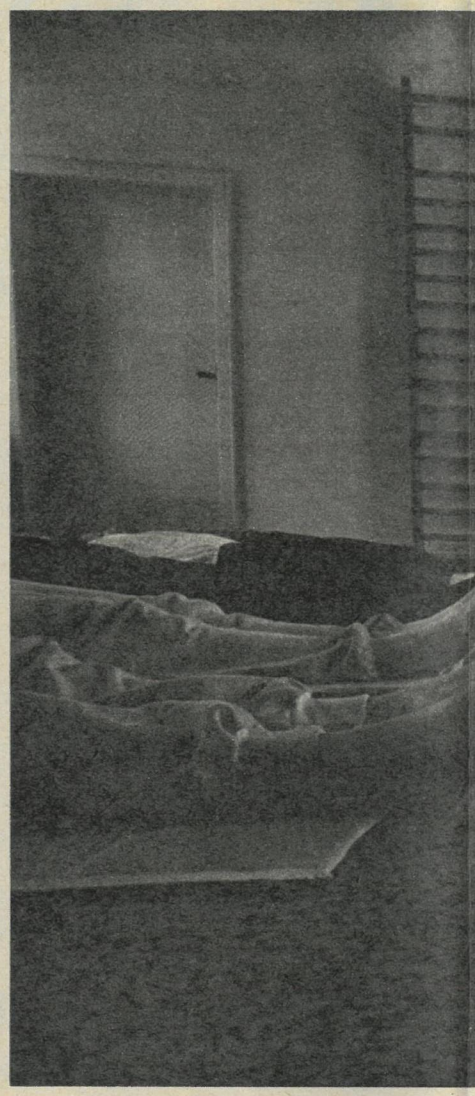
Ein Beitrag von
Sonnhild Kutschmar (Text)
und Lothar Willmann (Fotos)

Angst hat viele Gesichter





Dr. Dieter Seefeldt im Kreise seiner Patienten nach dem Autogenen Training (oben). Dieser kleine, schwarze Kasten – ein Biofeedbackgerät – macht Entspannung hörbar (links). Im Neu Fahrländer Kliniksanatorium gehört die Konzentrative Entspannung zu den Angst abbauenden Therapieformen (unten).



Es war Prüfungszeit. Die Seminargruppe einer Hochschule hatte sich selbst verpflichtet, jede der sechs Prüfungen mit der Note Eins zu bestehen. Unter den Kommilitonen ein achtundzwanzigjähriger Student, bereits berufserfahren. Er wußte in der ersten Prüfung viel. Erstaunt rief der Prüfer am Ende aus: Sie haben mich überrascht, Herr X. Ich gebe Ihnen eine gute Zwei. Die Stimmung des Studenten rutschte in den Keller; „nur" eine Zwei. Noch mehr wollte er in der nächsten Prüfung leisten, lernte nächtelang, putschte sich mit Kaffee und Zigaretten auf. Ergebnis – eine Vier. In der dritten Prüfung fiel er durch; zur vierten trat er gar nicht mehr an. Die Hochschulleitung war ratlos. Sie bat einen Psychotherapeuten um Hilfe. Dieser stellte bei der Untersuchung fest, daß die gute Zwei für den durchschnittlich begabten Studenten eine große Leistung war. Er hatte sie nur persönlich falsch verarbeitet, weil er einer unsinnigen Gruppennorm genügen wollte.

Eine Frau wurde zum Chef gerufen. Dessen Strenge fürchtete sie. Sie mußte ihm einen schwierigen Jahresbericht abliefern. Dieser gefiel ihm nicht, und seine Reaktion war sehr schroff. Danach traten erstmals Magen- und Darmbeschwerden bei der Mitarbeiterin auf. Die Schmerzen kamen wieder, als ein Busfahrer sie anschnauzte, weil sie kein passendes Geld parat hatte. Der Busfahrer erinnerte sie… an ihren Chef.

Zwei Beispiele, denen eins gemeinsam ist: Die Ursache für das geistige und körperliche Versagen war Angst. Angst, den gesellschaftlichen oder individuellen Erwartungen nicht zu genügen, Vertrauen zu verlieren und damit isoliert zu werden. Angst – so viel wissen wir schon – kann durch ganz private zwischenmenschliche Probleme entstehen, aber auch aus den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen resultieren. Zwischen beiden Ängsten besteht eine enge Wechselbeziehung. Die Worte „Ich habe Angst" las ich in diesen Tagen auf dem Transparent eines Demonstranten. Wie aber können Ängste krankmachen?

Eine Antwort darauf versuchen wir im Klinik-Sanatorium „Heinrich Heine" in Neu Fahrland zu finden. Hier in der märkischen Landschaft zwischen Kiefernwäldern und Seen erholen sich vorwiegend Patienten mit Magen-, Darm-, Leber-, Nieren- und Blasenerkrankungen, Leiden, an denen häufig angstbedingte psychische und soziale Einflüsse beteiligt sind. Deshalb hilft man ihnen, Spannungen abzutrainieren und mit Angst umzugehen.

Chefarzt des Bereiches für Psycho- und Physiotherapie ist Medizinalrat Dr. Dieter Seefeldt. Er schrieb mehrere Bücher über Streß. Mit ihm und Professor Alfred Katzenstein, einem der Pioniere der Psychotherapie in unserem Land, sind wir zum Gespräch verabredet.

Angst als Lebensretter?

Überall in der zivilisierten Welt ist inzwischen x-mal der Beweis angetreten worden, daß unsinniger Leistungsdruck und despotischer Leitungsstil krankmachen können. Letzterer bedingt uneffektive Arbeitsergebnisse. Er wirkt sich auch hemmend auf die für die Gesundheit der Mitarbeiter so wichtige gute Gruppenatmosphäre aus. Deshalb fragten wir Professor Katzenstein: Geht's denn auch ohne Leistungsdruck? „Ich halte ihn nicht von vornherein für etwas Negatives. Jeder von uns hat selbst schon das befriedigende Gefühl gespürt, wenn er etwas Anerkanntes leistete. Werden Höchstleistungen aber aus Angst geboren anstatt aus Überzeugung, aus Freude am Schöpfertum oder aus Lust an der Lösung eines Problems, kann derartiger Leistungsdruck Krankheiten begünstigen." Dr. Seefeldt hält es daher für wichtig, daß die Mitarbeiter an Entscheidungen schöpferisch beteiligt werden. „Natürlich gibt es auch Ausnahmen wie Havarien – etwa Feuer im Schiff. Da muß einer schnell entscheiden kraft seiner Befähigung und Autorität."

Nehmen wir nur einmal die Geschichten der Gebrüder Grimm, da haben Hänsel und Gretel Furcht vor der Hexe, Schneewittchen vor der bösen Stiefmutter. Welche erschröcklichen Episoden beschreibt der „Struwwelpeter"! Alle diese Gestalten symbolisieren die auf Angst aufgebauten Machtbeziehungen bisheriger Gesellschaften, die

sich bis in die Familie hinein ausdehnen. Warum aber haben wir noch Angst? Obwohl in unserer Gesellschaft soziale Not, Hunger, Obdach- und Arbeitslosigkeit nicht mehr als Angstfaktoren existieren. Trotzdem ist in den Beziehungen der Menschen zum Staat noch Anlaß für Ungewißheit und Furcht. Mangelnde Rechtssicherheit führt zu Mißachtung der Persönlichkeit, zu Verletzungen der Würde des Menschen. Seit Jahrtausenden bedient sich der Staat, der die Herrschaft einer Klasse absichert, Angstmechanismen. Ein sozialistischer Staat, der seine Autorität aus der Einsicht seiner Bürger gewinnt, sollte ohne solche Mechanismen auskommen. „Ich habe Hoffnung", trug derselbe Demonstrant auf der Rückseite des Transparents vor sich her.

„Die Angst ist in der Natur", sagt Professor Katzenstein, „ein wichtiger Schutzmechanismus. Sie sichert das Überleben von Tierarten. Denn Tiere ohne Angst sind zum Untergang verurteilt, so wie das südamerikanische Nagetier Pacarana. Es wehrte sich nicht trotz seiner scharfen Zähne, floh nicht trotz seiner kräftigen Beine. Die Einwohner fingen das zutrauliche Tier und aßen es. Heute ist die Pacarana eine Museumsrarität und nur noch in wenigen Tiergärten der Welt als Sensation zu bestaunen. Sie sehen, Angst hat durchaus eine positive Seite."

Aus dem Tierreich sind ja auch die drei Wege oder besser Strategien bekannt, sich bei Angst zu verhalten, nämlich Angriff, Flucht oder Totstellen. „Der Mensch zeigt ähnliche Reaktionen. Die Redewendung: ‚Starr vor Schreck sein' belegt das." Der Neu Fahrländer Chefarzt Dr. Seefeldt führt diese Reaktionen auf noch vorhandene Instinktreste im Menschen zurück und erinnert an die Gänsehaut. Diese Instinktreste sind durch soziales Verhalten, das im Verlaufe der Evolution erlernt wurde, durch Regeln im Zusammenleben überlagert worden. Sie sind nach wie vor vorhanden. Wir haben aber trainiert, Gefahren einzuschätzen. Die Angst fungiert dabei bis zu einem gewissen Sinne als Lebensretter. „Ihre positive Seite bei der Mobilisierung lebenswichtiger Funktionen wird allzuoft unterschätzt", meint Dr. Seefeldt.

Mobilmachung im Körper

Was ist eigentlich Angst? Ist es ein Gefühl, eine Erregung, eine Krankheit? „Von jedem etwas und doch mehr", sagt der Chefarzt. Medizinisch gesehen ist Angst ein ganzheitliches Geschehen, das den gesamten Organismus umfaßt. Es hat Menschen schon das Leben gerettet oder in den Tod getrieben. Angst äußert sich durch Herzrasen, Atembeklemmung, Schweißausbruch, plötzliches Hitze- und Kältegefühl, im Zittern der Hände und Beine. Professor Katzenstein, der vor seiner Emeritierung jahrzehntelang am Zentralinstitut für Herz-Kreislauf-Forschung der Akademie der Wissenschaften der DDR angstbedingte Herzbeschwerden behandelte, vergleicht die organischen Prozesse, die bei Angst ablaufen, mit einem Großalarm an Bord eines Schiffes: „Wird Nachricht über Gefahr von unseren Sinnen an das Gehirn signalisiert, versetzt es den ganzen Organismus in Einsatzbereitschaft. Im Nu werden die einzelnen Teile des Gehirns alarmiert. Über entsprechende Nervenimpulse werden Hormone ausgeschüttet, die zusätzlich den Körper erreichen. Die Nachricht gelangt über das Rückenmark an Verdauungsorgane, die ihre Tätigkeit einstellen. Wie der Koch etwa, der beim Kommando: ‚Schiff klar zum Gefecht' alles stehen und liegen läßt und auf seine Kampfposition eilt. Die Angst hat somit den gesamten Körper ergriffen, erhöht seine Abwehrbereitschaft. In Sekundenschnelle steht der Organismus, den man mit der Mannschaft vergleichen könnte, auf dem Posten."

Was hier knapp geschildert wurde, sind Erkenntnisse aus ungezählten Tierexperimenten, wie sie unter anderem von den Physiologen Walter Cannon und Iwan P. Pawlow gemacht wurden. Sie sind das Ergebnis jahrelanger Forschungen von Neurologen, Psychologen, Biochemikern, Medizinern, Verhaltensforschern in aller Welt. Und doch weiß man noch nicht hundertprozentig, wie das Zusammenspiel der 20 Milliarden Nervenzellen genau funktioniert. Dieses Geheimnis bleibt noch zu lösen.

Wenn man auch noch nicht bis ins kleinste rekapitulieren kann, wie diese Nervenschaltungen funktionieren, so ist Angst nicht nur subjektiv erlebbar, sondern durchaus objektiv meßbar. Blutdruck und Pulsfrequenz erhöhen sich, das Schwitzen der Haut nimmt merklich zu wie die Spannung der Muskeln. Auch das EKG gibt Aufschluß. Man kann diese Methoden auch alle im sogenannten Polyophysiographen kombinieren, einem Gerät, das auch als „Lügendetektor" aus amerikanischem Filmmilieu bekannt ist. Die genaueste Auskunft über Angstreaktionen gewinnt man anhand von Blutuntersuchungen: „Dort lassen sich", erläutert Professor Katzenstein, „erhöhte Werte der Hormone Adrenalin, Noradrenalin und des Cortisols messen." Aber auch ohne Blutanalyse, ohne ausgeklügelte Geräte läßt sich Angst am eigenen Verhalten oder an dem des Mitmenschen feststellen. Starre Körperhaltung, starkes Schwitzen bezeichnet Dr. Seefeldt als „Angstäquivalente". Wichtig ist ihm, daß „wir uns sensibel machen für die eigenen Köperreaktionen und die anderer Menschen". In unserer hochentwickelten Gesellschaft sind nämlich soziale Ängste typisch, wie wir sie eingangs schilderten. Das sind Konflikte, die im Zusammenleben von Menschengruppen entstehen und oft tiefgreifende Spuren hinterlassen. Viel zu wenig ist bekannt, daß langanhaltende Ängste zu Störungen von Körperfunktionen führen können. Deshalb ist es die Pflicht jedes einzelnen und der Gesellschaft, für Geborgenheit, Zuwendung zu sorgen und dem Mitmenschen die Möglichkeit zu geben, schöpferisch zu sein! Der Chefarzt fordert: „Diese zutiefst menschlichen Bedürfnisse im menschlichen Miteinander zu befriedigen, müssen wir alle uns stärker als bisher zur Aufgabe machen." Wie jeder sein eigenes Leben, seine eigenen Erfahrungen hat, so hat auch jeder seine eigenen Ängste. Es werden bei Professor Katzenstein beispielsweise, der seit 1933 vor den Faschisten auf der Flucht war, als Freiwilliger am Kampf der Internationalen Brigaden in Spanien teilnahm, interniert wurde und schließlich in den USA für längere Zeit Zuflucht fand, andere – vielleicht die Existenz stärker bedrohende – Ängste gewesen sein als im Leben eines wohlbehüteten Zeitgenossen. Neben diesen, sich aus dem individuellen Leben ergebenden Ängsten gibt es solche, die allen Menschen gemeinsam sind wie die Angst vor dem Atomkrieg. Dieser stellt eine solch große Lebensbedrohung für die gesamte Menschheit dar, daß hier individuelle Bewältigungsprogramme versagen. Hier hilft nur eine von vielen Ländern und Menschen getragene Abrüstungsstrategie. Ähnliches trifft auf globale Umweltverschmutzungen zu. Bisher

Die Angst vor Tieren läßt sich schrittweise abtrainieren.

Angst hat viele Gesichter

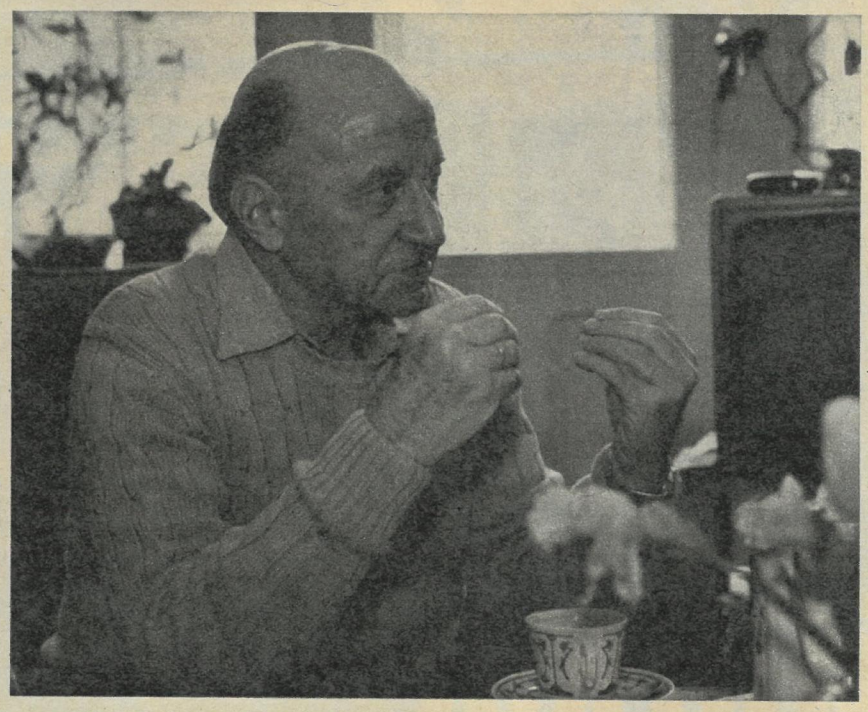
gilt aber für alle hochentwickelten Länder – und da ist die DDR keine Ausnahme –, daß es kaum wissenschaftliche Untersuchungen zu gesellschaftlichen Angstfaktoren gibt. Mit den individuellen Angstfaktoren haben sich in der BRD beispielsweise viele Autoren befaßt. Bei uns erscheint zum Jahresende (nach langer Verzögerung) das erste Buch über Angst von Professor Katzenstein und Frau Dr. Sitte.

Der Mensch als Ganzes

Seit noch nicht allzulanger Zeit beschäftigen sich Mediziner in der DDR wissenschaftlich mit der Angst. Angst paßte in unser rosarotes Bild von der DDR nicht hinein. Das erste nationale Symposium über Angst fand 1987 in Potsdam statt. Geleitet hat es Dr. Dieter Seefeldt. Professor Alfred Katzenstein, langjähriger Vorsitzender der Gesellschaft für Psychotherapie, nahm als Vortragender daran teil. Er erklärt uns, warum Ärzte im Lande noch immer die menschliche Psyche unterschätzen: „Das ist auch historisch bedingt. Die Medizin brauchte Jahrhunderte, um sich gegen den psychisch-mystisch verbrämten Aberglauben durchzusetzen. Noch vor 50 Jahren konnten Sie auch von vielen guten Ärzten hören: ‚Ich behandle den Körper, die Seele heilt der Pfarrer.' Durch diese Trennung des Psychischen haben wir vieles aufzuholen beim Verständnis und der Behandlung psychosozialer Krankheiten, die in den letzten Jahren stark zunehmen. Aber wir haben gute Partner im Ministerium für Gesundheitswesen und viele Interessierte, insbesondere Allgemeinpraktiker." Dr. Seefeldt pflichtet ihm bei: „Die DDR mußte in den vergangenen 40 Jahren vor allem erst einmal Seuchen und Infektionskrankheiten bekämpfen. Inzwischen sind sie beseitigt oder stark eingedämmt. Deshalb haben wir uns in den letzten zehn Jahren stärker den sogenannten psychosomatischen Krankheiten zugewendet, also jenen Erkrankungen, an denen nervliche und soziale Einflüsse wesentlich beteiligt sind. Geändert hat sich inzwischen die ärztliche Ausbildung in unserem Land, breiter als bisher wird Medizinpsychologie gelehrt. Darüber hinaus gibt es Psychotherapiekurse für Allgemeinmediziner, denn sie sind meist die ersten, an die sich Patienten mit ihren Ängsten wenden. „Sie müssen viel stärker als bisher die Auffangbasis werden", fordert Professor Katzenstein. In der Weiterbildung dieser Mediziner ist der Bezirk Potsdam besonders rührig. Seit 15 Jahren werden an der Bezirksakademie für Gesundheits- und Sozialwesen vor allem für Allgemeinpraktiker zehntägige Psychotherapiekurse durchgeführt.

Hörbare Entspannung

Statt weiterer Worte wechseln wir erst einmal den Standort. Durch ein Wäldchen gehen wir über den Wirtschaftshof in das im englischen Landhausstil erbaute Haupthaus des Sanatoriums. Im gemütlichen Erkerzimmer mit Kamin und Palmen übt eine Patientengruppe Autogenes Training. Diese Methode ermöglicht es dem Menschen nach längerem Lernprozeß, sich gezielt ruhig zu stellen und manche körperliche Funktionsstörung, unter anderem Angstsymptome, zu beseitigen. „Wesentlich mehr Menschen als noch vor 20 Jahren haben heute bereits erste Erfahrungen mit dem Autogenen Training gehabt", erklärt uns Dr. Seefeldt und spricht Übungselemente vor: Schließen Sie die Augen! Stellen Sie sich einen blauen Himmel vor über einem See. Boote mit weißen Segeln treiben träge im Wind… Bald werden



auch meine Beine schwer wie Blei, den Stift halte ich nur mühsam.
Als nächste Therapieform führt uns Renate Wolff, die leitende Physiotherapeutin des Sanatoriums, Konzentrative Entspannung vor. In Bauch-, Rücken-, Päckchen- und stabiler Seitenlage wird der Wechsel von Anspannung und Entspannung geübt. Das medizinische Personal von Neu Fahrland ist, wie sich der Arzt ausdrückt, „sensibilisiert für den psychischen Hintergrund von Verfahren der Medizin".
Auf uns wartet der Patient Ernst Zahn, der heute seine Kur beendet hat und uns hören lassen soll, wie gut er jetzt entspannen kann. Das, einem Taschenradio ähnliche, schwarze Gerät liegt auf dem Tisch, über zwei Elektroden ist es mit zwei Fingern der rechten Hand verbunden. Er dreht am Knopf – ein dumpfer Dauerton erklingt. Er schließt die Augen, atmet ruhig. Der Ton wird zum Grillenzirpen, hört schließlich ganz auf. „Das ist das Zeichen dafür", sagt Dr. Seefeldt, „daß der Patient vollkommen entspannt ist." Der schwarze Kasten brachte es an den Tag. Es ist ein Biofeedbackgerät. So ein Zauber, dachte Ernst Zahn in den ersten Tagen, als er mit den Entspannungstechniken bekannt gemacht wurde. Doch der Apparat verwandelte den ungläubigen Thomas in einen gläubigen. Effekt: Der Blutdruck des Diplomingenieurs normalisiert sich inzwischen ohne Medikamente – allein durch das Entspannungstraining.
„Professor Katzenstein war es, der uns auf einer Psychotherapietagung vor 15 Jahren das erste Mal mit dem Biofeedback-Prinzip vertraut machte", sagt der Chefarzt. Es beruht darauf, daß biologische Parameter aus dem Körper rückgemeldet und gemessen werden können. In unserem Fall ist es der hörbar gemachte ab- oder anschwellende Hautwiderstand, der über Erregung (tiefer Dauerton) oder Entspannung (kein Ton) Auskunft gibt.

Professor Alfred Katzenstein ist einer der Vorreiter der Psychotherapie in der DDR. Demnächst erscheint sein Buch über Angst.

„Im Eigenbau haben wir die ersten Geräte hergestellt. Jetzt haben wir durchgesetzt, daß der VEB Metallurgieofenbau Meißen sie als Konsumgut produziert – allerdings in noch viel zu geringer Stückzahl." Die Geräte können vom Spezialarzt verschrieben werden. Die Kosten dafür muß der Patient selbst tragen. „Als Brücke aber nicht als Krücke", will Dr. Seefeldt die schwarzen Kästen verstanden wissen.
Auch Professor Katzenstein mißt der Entspannung große Bedeutung bei. Er berichtet von geradezu sensationell anmutenden Tierexperimenten: „Wissenschaftler haben entdeckt, daß im Prozeß des Entspannens sogenannte Neuropeptide, das sind Hormone wie P 60, in den Organismus ausgeschüttet werden. Sie erhöhen die Immunität des Körpers, stärken seine Abwehrkräfte gegen Infektionen." Das könnte bedeuten, daß verspannte, ängstliche Menschen weniger Widerstandskraft gegen Krankheit haben? „Möglicherweise ja", antwortet Professor Katzenstein, verweist aber darauf, daß man dieses Wissen bisher nur an Versuchstieren gewann. „Gegenwärtig beschäftigt sich die Forschung auch in der DDR – zu untersuchen, ob diese Wirkung ebenso bei künstlich injizierten oder durch gezielte Entspannung erzeugten Neuropeptiden auftritt." Wenn das gelänge, welche Möglichkeiten böten dann frühzeitig erlernte Entspannungstechniken! Wieviel weniger Krankschreibungen, wieviel weniger Medikamente…!
Doch zurück zur Wirklichkeit. Wir fragen Dr. Seefeldt, wie man konkret Angst im Alltag bekämpfen kann, beispielsweise die vor einem Tier. „Wenn meine kleine Tochter heftige Angst vor Wespen hätte, weil diese sie häufig stachen und sie in einer Panikreaktion in ein Auto laufen könnte, würde ich versuchen, diese Furcht abzutrainieren. Ich würde das Bild einer großen Wespe in ihr Zimmer hängen und es mir mit ihr gemeinsam ansehen. Dann würden wir eine tote Wespe in einem Glas beobachten. Beim nächsten Schritt eine lebende in einem verschlossenen Glas. Dann käme die Frage, wollen wir sie gemeinsam herauslassen? Notfalls würde ich ihren Mut mit Schokolade stimulieren. Wenn das Kind dann merkte, die Wespe reagiert harmlos, falls man nicht nach ihr schlägt oder gerade Süßes ißt, wird die Angst schließlich schwinden. ‚Na und, eine Wespe.' Das ist die Einstellung, die ich erreichen will."
Ist es denn sinnvoll, sich ein Leben ohne Angst vorzustellen? „Wenn Sie die sinnlose Angst meinen, die krank macht, durchaus!" urteilt Professor Katzenstein. „Es gibt soviel Schöpferisches im Menschen! Soviel Aufregendes, so viele Ziele, die uns vorwärts treiben. Eine gewisse Erregung, ob unser Tun erfolgreich sein wird, läßt sich nie ganz vermeiden. Aber Angst als Antriebsmotor halte ich für äußerst zweifelhaft." Und Dr. Seefeldt sagt: „Wir fliegen zum Mond, wir erforschen das Atom … Nun müssen wir noch lernen, mit unseren Ängsten sinnvoll umzugehen."

Lesen Sie bitte zu diesem Beitrag unseren Ratgeber „Hilfe zur Selbsthilfe", der auf Seite 44 beginnt.

Mitglieder des Pantomimentheaters Prenzlauer Berg stellten sich für unser Aufmachungsfoto zur Verfügung.

FREIE WELT Tourismus

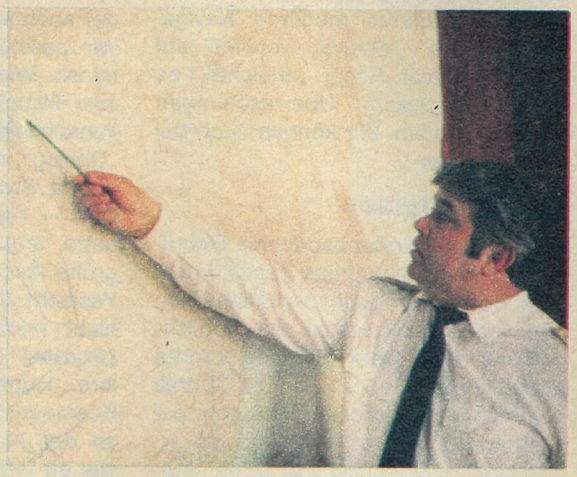
2500 km stromauf, stromab...

„Ulachan Jurjach", großer Strom, nennen die Jakuten die Lena.

Chomusspieler, der Mann mit der Mundtrommel

In Jakutien schneit es längst. Die Lena zog wieder ihr glitzerndes Eiskleid an. Kurz nur war der liebliche Sommer. Das Glück, ihn zu erleben, hatten Touristen aus der DDR in diesem Jahr zum ersten Mal. REISEBÜRO, INTOURIST und die sowjetische Flußschiffahrt hatten Wort gehalten. Zwischen Jakutsk und Witim-Mündung, auf einer Route, die 1649 der russische Entdecker Jerofej Chabarow erforschte, fand die Lena-Kreuzfahrt statt. Als Doppelpremiere. Anfang Juni und Ende August, zu Sommerbeginn und -ausklang in Ostsibirien. Der stolze Preis: 6000 Mark für 12 Tage ... Der Mann, der die Flotten im riesigen Lenabassin dirigiert – Wjatscheslaw Minejew (Foto unten) – setzte für die ersten Gäste aus der DDR sein schönstes Schiff, den Luxus-Liner „Demjan Bedny", ein. FREIE WELT war mit an Bord.

Als unser Schiff aus dem Hafen von Jakutsk auslief, sendete die Sommersonne ihre ersten warmen Strahlen über den 60. Breitengrad. Viele Menschen winkten uns hinterher. Sie trugen Beutel und Netze mit Einkäufen vom Basar. Kirschen, 12 Rubel das Kilo, Erdbeeren und Melonen. Mit Raketas, den weißen Tragflächenbooten, fuhren sie in ihre Siedlungen am Lenastrom zurück. Andere standen wie wir an der Reling eines der Fahrgastschiffe, unter de-



Jakutsk, der Festungsturm. Einziges Relikt aus alter, schwerer Zeit.

nen wir auch einen Lena-„Veteranen" aus Boizenburg ausmachten, und grüßten herüber. Fünf weiße Urlauberschiffe sind seit 1975 in der kurzen Navigationsperiode, in der die Lena eisfrei ist, für sowjetische Gewerkschafter im Einsatz. Die LORP, die Lenaflußschiffahrtsvereinigung, konnte also praktische Erfahrungen einbringen, als Jakutien im vorigen Jahr für den internationalen Tourismus geöffnet wurde.

139 Urlauber aus der DDR – Arbeiter, Bauern, Handwerker, Lehrer, Ärzte, Ingenieure, Professoren und Rentner – waren an Bord der „Demjan Bedny" gegangen. Sie fanden pikfeine Zwei- und Vier-Bett-Kabinen vor, alle mit Außensicht (!), Hochdruck-Duschen, Vakuum-WC, quasi störungsfreiem Geräuschpegel und Klimaanlage. Und dies vorweg: Viel Lob erhielten in den nächsten zehn Tagen die flotten, aufmerksamen, meist jungen Servicekräfte und die Schiffsköche. Lenalachs natürlich, Sekt und Kaviar zum Abschiedsdinner waren Spitze! Sicherheit und Wohlergehen der weitgereisten Gäste lagen in guten Händen. Souverän beherrscht seit dreißig Jahren der Russe Anatoli Pudenko als Kapitän die ostsibirischen Ströme. Ihm zur Seite

2500 km stromauf, stromab ...

stand ein Jakute. Anastas Wassiljew, der erfahrene Schiffsarzt. Erfreulich, daß niemand ernste Beschwerden bekam. Nicht einmal die „Alterspräsidenten", Frau Heintze aus Berlin (76) und Herr Schraps aus Rückmarsdorf (86).

Stromaufwärts ...

Wir bogen in den Hauptstrom ein. Welch ein Fluß, dagegen ist die Elbe ein Schnürsenkel. Der Abstand zwischen den Siedlungen, Sowchosen, Pelztierfarmen und Anlegestellen wurde immer größer. Auf unserer Route (1209 Kilometer genau bis zum Wendepunkt) zählten wir anhand der neuesten Karte 59 Dörfer und zwei Städte. Für jakutische Verhältnisse eine dichte Besiedlung. Im Programm der erste Höhepunkt: Die Landratten durften auf die Brücke. Von Alexander Loshkin, dem 1. Offizier, erfuhren wir in einer Minilektion, daß die 8300 Bruttoregistertonnen große „Demjan Bedny" 1987 in Linz an der Donau gebaut wurde. Ihr „Herz" aber empfing sie aus der DDR – zuverlässige SKL-Diesel. Über den Nördlichen Seeweg war das Schiff nach Jakutsk gelangt. Zur Lena: Trotz ihrer Ausmaße weist sie im Mittellauf mitunter nur 60 Meter Fahrwasserbreite auf. Wasserstraßenkarten mit Dutzenden Details für jeden Kilometer Fluß helfen dem Steuermann. Die Erkundungen über die Schiffbarkeit des 4400 Kilometer langen Stroms waren erst Mitte der 20er Jahre endgültig abgeschlossen worden. „Unsere moderne Navigationstechnik", Sascha verwies auf Echolot, Sonar, Radar, „erleichtert es uns, unliebsame Überraschungen auszuschließen. Wir können auch bei Nebel fahren."

Die Lenafelsen

Sinsk lag an. Erster Landgang. Behutsam näherte sich unser schwimmendes Hotel dem gegenüberliegenden, steinigen Ufer so dicht wie möglich. Mit nur 1,60 Meter Tiefgang konnte die „Demjan Bedny" nahezu überall festmachen. Matrosen klappten die Gangway aufs Trockene, und die erste Naturanlegestelle war fertig. Aufstieg zu den 150 Meter hohen „Lenskije Stolby", den berühmten Lenafelsen. An dieser Stelle flankieren sagenhafte Steingestalten das Ufer. Soweit das Auge reicht, ein unvergeßlicher Anblick. Wer könnte ihn besser beschreiben als der Jack London Ostsibiriens: Wjatscheslaw Schischkow (1873–1945). Er sammelte in zwanzig Jahren Ingenieurarbeit Erfahrungen in dieser Region, die noch heute als eine der saubersten der Welt gilt. Erfahrungen, die u. a. seinem fesselnden Taiga-Roman „Der dunkle Strom" zugrunde liegen. Wie Schischkow vor vielen Jahrzehnten, bot sie sich auch uns dar – die Lena: „Sogar bei normalem Wasserstand war der mächtige Strom hier reichlich drei Werst breit. Jetzt jedoch ergoß er sich über endlose Flächen. Die Inseln waren überflutet... Hie und da trieben noch vereinzelte Eisschollen vorüber. Am Ufer lagen große Eisblöcke. Sie schimmerten in der Sonne in allen Regenbogenfarben. Es war ein Bild von wilder Erhabenheit."

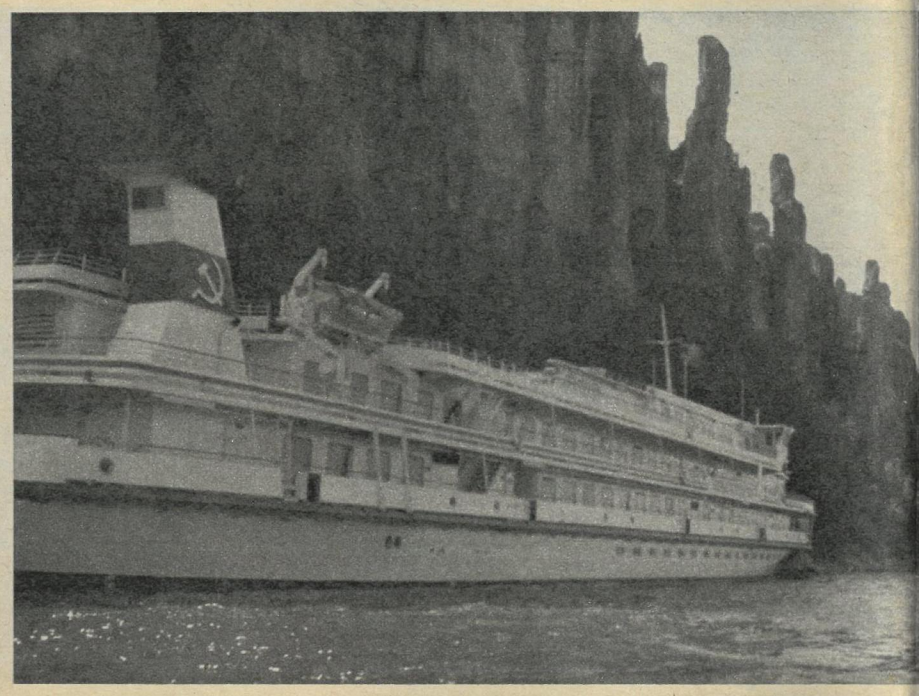
Yssiach

Die Jakuten sind das am nördlichsten lebende turksprachige Volk. „Yss" bedeutet „begießen, besprenkeln, besprühen", und „Yssiach" ist das jakutische Wort für „Fest". Ihr schönstes begehen die Jakuten seit alters her zu Sommerbeginn, wenn sie sich nach dem langen, grimmigen Winter über die Wärme freuen, und es wieder reichlich Stutenmilch gibt, aus der auch sie Kumys zubereiten.
Wir passierten die Kreisstadt Olekminsk. Wie Jakutsk wurde sie 1632 vom Hauptmann der Jenissej-Kosakenschwadron Pjotr Beketow als „Ostrog", als befestigte Siedlung, errichtet. Stopp bei einem ansehnlichen Dorf – Nerjuktjai. Alles, was Beine hatte, strebte über eine weite, sattgrüne Aue zum Festplatz. Auch wir. Yssiach! Die Jakuten glauben zwar nicht mehr an „Aijyi" (gute) oder „Abaassi" (böse Geister) – sind doch ihre klügsten Köpfe renommierte Kosmosphysiker und Mathematiker an der Akademie – dennoch hatte wie eh und je der einst so mächtige Schamane das erste Wort. So will's der Brauch. Drumm, dromm, dromm ertönte seine Schellentrommel: „Yss, yss, yss" – besprenkelte er das Feld mit Kumys: auf daß das Korn gedeihe! „Yss, yss, yss" – betropfte er die Jaranga, das bunte Zelt, und das nie erlöschende Feuer im magischen Viereck: um den „Urun Aijyi Toijon", die lichte Gottheit, milde zu stimmen. Er geriet in Ekstase, schleuderte Rasseln und Ketten um sich, hämmerte immer wilder auf die Trommel, sein „Pferd", ein und „ritt" im geistigen Taumel empor zum „oberen" Himmel der Jakuten... War die Zeit stehengeblieben? Wie vor Jahrhunderten tanzten Frauen mit langen, wallenden Gewändern rund um die geheimnisvollen Ritualpfähle, die „Serge". Lang, lang dehnte der Olonchosut, der Volkssänger, seine kehligen Töne aus. Wollte er die unendlichen Weiten seiner Heimat ermessen? Erzählte er vom schweren Weg seines mit Kirgisen und Kasachen verwandten, einstigen Nomadenvolkes? Ein schönes Pferd, über und über mit goldenem Zierrat behängt, wurde feierlich durchs Oval geführt. Pferde sind der Stolz der Jakuten. Und weiter ging das Fest! Voller Anmut kamen schwarzhaarige Tänzerinnen, als weiße Rentiere verkleidet, auf uns zu und luden die „ehrwürdigen Gäste" zum „Ossochai" ein, zum traditionellen Rundtanz, zum gemeinsamen Reigen. Wie verzaubert setzte ich die Schritte... War dies wirklich das Jahr 1989? Vielleicht schrieben wir erst 1829? Dort! Ist das nicht Adolf Erman, der Physiker? Was macht denn der Kollege von Alexander von Humboldt in Jakutien? Seht! Er „fängt", jedenfalls glauben das die Einheimischen, mit seinem „langen Auge", dem Teleskop, die Sterne am Firmament ein. Hab' ich schon zuviel Kumys getrunken?... Ein Signal! Die Schiffssirene. Sie holt mich zurück in unsere Zeit. Auch haben die Jakuten so gar keinen Respekt mehr vor „langen Augen", den Teleobjektiven auf unseren Kameras. Ja, sogar enttäuscht war der Chomusspieler, der Mann mit der Mundtrommel, den ich gern fotografieren wollte. Weil mein Fotoapparat sein Bild nicht gleich „ausspuckte"

Zwischen Amga und Olekma

Die Amga und Olekma, zwei Flüsse, schließen ein riesiges Naturschutzgebiet (zwei Drittel des DDR-Territoriums) ein. Erst seit einigen Jahren ist es durch Gesetz unantastbar. Ein später Sieg der Vernunft. Bereits 1930 hatten führende Biologen einen entsprechenden Vorschlag unterbreitet. Im Zusammenhang mit dem Bau der JAM, der Eisenbahn nach Jakutsk, wurde er wieder aktuell. Vom Schiff aus beobachteten wir die Uferzone des Heiligtums. Die Feldstecher ständig in Aktion. Wer sah zuerst einen Elch? Einige wetteten sogar um „eine Runde Sekt", achtern in der gemütlichen Musik- und Tanzbar. Niemand gewann. Dem Großwild war wahrscheinlich der Schiffsverkehr auf der Lena zu rege. Das Olekminsker Naturschutzgebiet, das erste in der Jakutischen ASSR, wird (außer Mükken) von 40 Säuge-, 18 Fisch-, 4 Reptilien- und Amphibien-, gar 180 Vogel- und über 40 seltenen Pflanzenarten „bevölkert". Die Natur – wir waren glücklich, das zu erleben – „explodiert" in dieser Jahreszeit in ihrem Erneuerungsdrang geradezu. Es war eine Lust, die reine Luft zu atmen, zu entdecken, was n i c h t bei uns in Europa wächst. Bis zu fünfzig Meter hoch reckten sich daurische Lärchen, die nicht tief, sondern flach wurzeln und so den von der Sonne nicht aufgetauten, ewig gefrorenen Boden meiden. Für die Jakuten sind sie „Titmas", heilige Bäume, die sie schmükken, ohne sie deshalb (wie wir unsere Weihnachtstannen) abzuhacken. Und zu unseren Füßen – eine Pflanze der Tundra: Rentierflechte.
Interessante Stunden an Bord verdankten wir auch zwei Wissenschaftlern, die uns als Informanten begleiteten: Dr. Rjasanowa und Dr. Michailow. Umweltschutz – ein gefragtes Gesprächsthema. Wir erfuhren von ihnen, daß Jakutien nicht mehr mit aller Macht, koste es, was es wolle, in-

1 081 000 Menschen leben in der Jakutischen ASSR, viermal mehr als 1922. Bei neun Landgängen kam es zu herzlichen Begegnungen. Das Haus der Jefimows (links) steht im „200-Seelen-Dorf" Taryn Jurjach. Ihr russischer Name? Tradition, Folge der vorrevolutionären Christianisierung. Die Kinder aber tragen jakutische Vornamen. Vater Grigori hat vier Berufe: Viehzüchter, Traktorist, Schlosser, Schweißer.



– Die 90 Meter lange „Demjan Bedny" vor den Felsen bei Sinsk (Ausschnitt). Komfort mitten in der Natur. Das bordeigene Wasserwerk liefert aufbereitetes Naß aus der Lena: für die Sauna, die Kabinenduschen etc.

– Liebe auf den ersten Blick: Oma Heintze (76) und Oma Karelinowa (86) in Peledui (ganz rechts).

dustrialisiert werden soll wie bisher. Und wir sahen: Die Lena-Flotte bemüht sich, den Fluß zu schonen. Wie unsere „Demjan Bedny“ verfügen auch die 5000-Tonnen-Frachter über Verbrennungs- bzw. Aufbereitungsanlagen für Abprodukte. Die älteren Schiffstypen dürfen ihre Abfälle nur an speziellen Punkten der Flußhäfen entsorgen. Resultat: In den Siedlungen am Strom nutzen die Anwohner Wasser direkt aus der Lena. Nach wie vor…

Tanzende Diamanten

Landgang in Lensk. Einkaufsbummel. Der „Renner“ in der Souvenirabteilung – Mineralien, der Satz für 15 Rubel. Auch Miniatur-Mammuts aus Bein waren sehr gefragt. Eine echte Zobel-Schapka aber kauft selten jemand, Preis: 1000 Rubel… Lensk, nunmehr Hafenstadt (500 Tonnen hieven mit jedem Hub die Portalkräne am Kai) war vor zwei Jahrzehnten noch ein Dorf. Die Kreisstadt wuchs mit dem Aufbau des 250 Kilometer entfernten Mirny, wo die berühmten Diamanten gewonnen werden, mit denen die Sowjetunion das Westmonopol durchbrach. Doch wir sahen die kostbaren Steine erst in Jakutsk, im Geologischen Museum. Lensk hingegen präsentierte die schönsten Edelsteine der Welt: K i n d e r. Wie eifrig sie uns ihre temperamentvollen Tänze vorführten!

Deutsch, mitten in der Taiga

Goethes unverwüstliches „Heidenröslein“ – mitten in der südjakutischen Taiga! Für die Überraschung sorgten drei Zwölfjährige im Flußschifferdorf Peledui, dessen schmucke, reich verzierte Holzhäuser aussahen, als stammten sie aus einem russischen Märchenbuch. Jede Familie h i e r hat eine eigene Wohnung. Die drei, so erzählten sie, lernen Deutsch in der Schule. Die Jungen wurden um eine Probe ihres Könnens gebeten. Sie genierten sich, sagten dann aber, sich gegenseitig unterstützend, ihr Gedicht auf: „Sah ein Knab ein Rrr-öslein stehn…“ Und warum gerade Deutsch? Englisch hätten sie natürlich auch lernen können, aber Deutsch sei einfacher. Wieso? Na, wie man's schreibt, so spricht sich's!

…stromabwärts

Hinter uns lagen seit dem Start in Berlin 2000 plus 6000 Flugkilometer (auf der längsten Luftlinie nördlich des Polarkreises) und 1209 Lena-Kilometer. Wir hatten die südliche Grenze Jakutiens erreicht, waren bis an das Gebiet Irkutsk, bis an den Goldsucher-Fluß Witim, gekommen. Nun hieß es: Wenden! Obwohl es den gleichen Weg zurückging, wurde die Reise nie langweilig. An neuen Anlegestellen folgten neue Begegnungen, neue Erlebnisse: das Angeln und das Fischsuppeessen; das gefährliche Bad in der starken Strömung; das Bordfest; der Blick über die Schultern der Archäologen, die auf den steilen Lenaterrassen in Diring Jurjach weiter nach den Überresten des „sibirischen Urmenschen“ suchen… Der letzte Abend auf der Lena. Eine Blumenwiese mitten im Strom. Rosaroter Himmel. Lagerfeuer. Alle sangen, alle tanzten – waren ein Herz und eine Seele…

Wieder in Jakutsk. Seit jeher Ausgangs- und Endpunkt aller möglichen Exkursionen. Wir „galoppierten“ durch 357 Jahre Geschichte. Das Verblüffendste in dieser Stadt war die Bekanntschaft mit „Seiner Majestät“ dem Dauerfrostboden, der in Jakutien nahezu alles diktiert. In einem der Forschungsschächte des Akademie-Instituts (gegründet 1930) standen wir etwa 15 Meter tief unter der Erde und berührten fröstelnd die zementhart gefrorenen Sandwände. Eiskristalle funkelten, und uns war seltsam zumute, als wären wir in den Palast der Schneekönigin geraten. Lufttemperatur: −4 °C. Wenige Schritte und wir standen wieder oben, in der knalligen Sonne. Temperatur im Schatten: +32 °C. Wir erlebten etwas Niedagewesenes: den Sommerwinter, oder anders, den Wintersommer… Die ersten komfortablen beheizten Steinhäuser, die auf dem kapriziösen Dauerfrostboden gebaut wurden, sanken in ihn hinein – wie ein Bügeleisen in eine Eistorte. Und heute? Ist Jakutsk eine moderne, 220 000 Menschen zählende Großstadt. Alle großen Bauten und die fernbeheizten Wohnhäuser stehen auf langen Betonpfählen. Pfahlbauten des 20. Jahrhunderts…

Neue Touren, neuer Kurs

Sicher und komfortabel sind wir auf der Lena gereist. Rund 2500 Kilometer. Für alle Leistungen, mehr noch für die über 1500 Schiffe, die auf der Lena, dem Witim, der Olekma, dem Aldan, der Indirka, und wie sie alle heißen, im Einsatz sind, steht er gerade: Wjatscheslaw Minejew, Chef der LORP, ein Mann wie eine Eiche. Gleichzeitig ist er auch Stellvertreter des Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets der JASSR. Genosse Minejew gewährte FREIE WELT ein Gespräch. Das Unternehmen, das er leitet, die LORP, hat geradezu kontinentale Ausmaße. Es sichert 80 Prozent des Warenstroms nach und durch Jakutien, der noch immer durch die ostsibirische „Lebensader“, die über 3500 Kilometer schiffbare Lena, fließt. „Es wird noch lange dauern, bis die Eisenbahn Jakutsk erreicht“, meinte Wjatscheslaw Alexandrowitsch. Die 33 000 Flußschiffer und Hafenarbeiter des Lenabassins, dem zweitgrößten Leistungsbereich nach der Wolgaschifffahrt, erwirtschaften in letzter Zeit dank erhöhter Eigenverantwortlichkeit der zahlreichen Flottenbasen wachsenden Gewinn. Diese Einnahmen sollen auch neuen touristischen Projekten zugute kommen. So ist in der Hauptstadt der Bau eines zweiten Passagierhafens geplant. Voraussichtlich in Kooperation mit Japan. „Um die ‚Demjan Bedny‘ und ihr Schwesterschiff ‚Michail Swetlow‘ haben wir gekämpft“, beantwortete mir Wjatscheslaw Minejew die Frage, wieso Schiffe mit Heimathafen Jakutsk die Namen von aus der Ukraine stammenden Dichtern tragen. „Für über 30 Millionen Rubel wurden sie in Österreich gekauft und sollten eigentlich auf der Wolga und dem Dnepr eingesetzt werden, wie drei andere dieser Klasse. Aber auch in Jakutien gilt es, die großen touristischen Potenzen zu erschließen. Bis 1988 hatten wir keine Hotels für ausländische Gäste. Nun schwimmen sie!“ Im kommenden Jahr werden unsere Touristen auf der „Michail Swetlow“ fahren. Sechsmal, so sieht es ein Direktvertrag des REISEBÜROS mit der LORP vor. „Wir planen darüber hinaus eine neue Route für ausländische Touristen“, sagte mir Wjatscheslaw Alexandrowitsch zum Abschied. „Vielleicht werden wir schon im nächsten Sommer nach Tiksi am Nördlichen Eismeer schippern.“

Volker Hempel (Text und Fotos)

FREIE WELT dankt INTOURIST, MINRETSCHFLOT, LORP und REISEBÜRO für die Gastfreundschaft und Unterstützung.

Im nächsten Heft:

Es geht nicht ohne Perestroika und Glasnost

…in Gorno-Altai. Ein neuer Beitrag unserer Völkerschaftsserie: Schüler reden frei von der Leber weg. Für und Wider – ein Wasserkraftwerk im leidenschaftlichen Meinungsstreit. Dörfer ohne Licht. Licht und Schatten im „Land der goldenen Berge“ auf 26 Seiten.

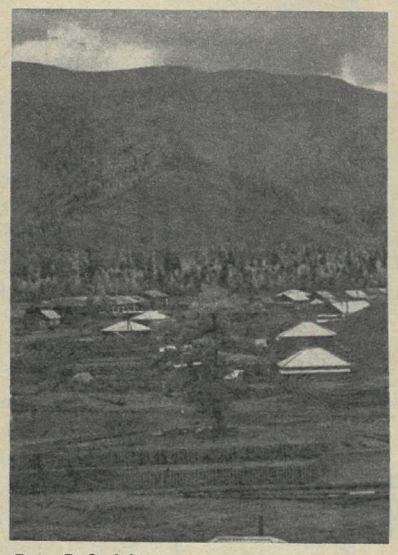


Foto: D. Steinberg

Als Häftling Nr. 358 in Bautzen

FREIE WELT sprach mit Walter Janka über Schwierigkeiten mit der Wahrheit in unserer Gesellschaft.

Das Gesicht

Professor Dr. Manfred Wekwerth, Regisseur und Kulturpolitiker, Intendant des „Berliner Ensembles“, über seine Erfahrungen und Hoffnungen.

Welche Chancen hat der Tourismus?

Neue Reisemöglichkeiten – auch für den organisierten Tourismus? FREIE WELT befragt dazu eine Expertenrunde.

Sehr persönlich aus Smolensk…

Der Schauspieler Günther Junghans über seine Eindrücke am Rande des Volksbühnen-Gastspiels in der Sowjetunion.

Redaktionsschluß für dieses Heft: **13. Nov. 1989**

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT Nr. 5

Stadtwappen aus sozialistischen Ländern:

Volksrepublik Polen

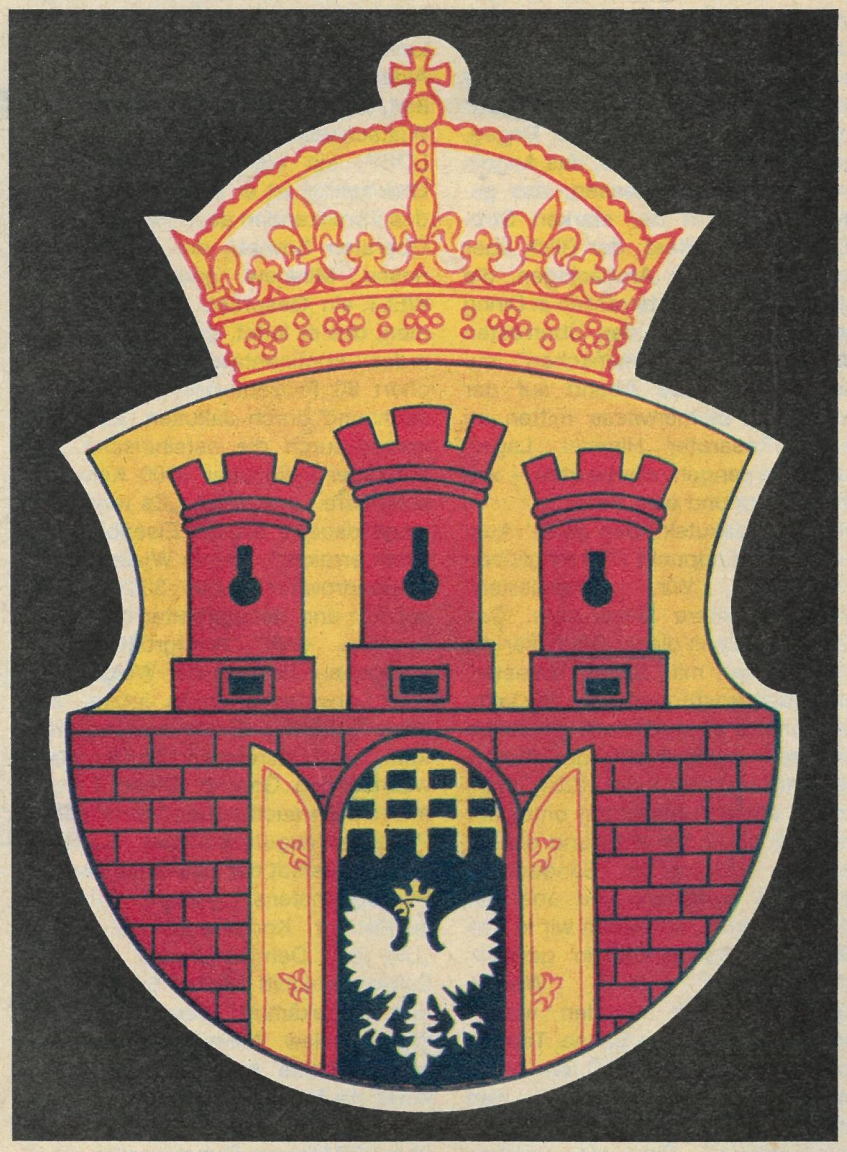
Gekröntes

Die bewegte Geschichte unseres östlichen Nachbarlandes spiegelt sich auch in seinen städtischen Wappenbildern wider. Ein repräsentatives Beispiel dafür ist Kraków, dessen Insignien dem ältesten Stadtsiegel aus dem 13. Jahrhundert entstammen. Im Laufe der Jahrhunderte erlebte das Krakówer Wappen mehrere Neufassungen. Die Krone im Oberwappen besagt, daß Kraków vom 11. Jahrhundert bis 1596 Hauptstadt des Landes und seit 1320 Krönungsstätte der polnischen Könige war. Zum Vergleich bilden wir nebenstehend die echte Krone von Kasimir dem Großen (1310–1370) ab. Sie wird im Domschatz auf dem Wawel von Kraków aufbewahrt.

Auch kleinere polnische Städte schmücken ihre Visitenkarten mit Kronen. Am Beispiel von Augustów (Wojewodschaft Białystok) wird am deutlichsten, daß in solchen Fällen ein König seine Hand im Spiel hatte. Das Monogramm „S“ und „A“ unter der Mitra steht für den Stadtbegründer Zygmunt II. August, polnischer König seit 1548, der eine Stärkung der Zentralgewalt erstrebte. Unter Zygmunt II. kam es zur Rzeczpospolita, der 1569 geschlossenen staatsrechtlichen Verbindung Polens und Litauens (Lubliner Union).

In der Städteheraldik fanden verschiedene Kronenformen Eingang: die Perlen-, Laub-, vor allem aber die Mauerkrone, deren Urahn die römische Corona muralis war. Drei Türme in der Mauerkrone signalisierten zu jener Zeit eine Zahl von 100 000 und fünf Türme über 100 000 Einwohner.

Heinz Machatscheck

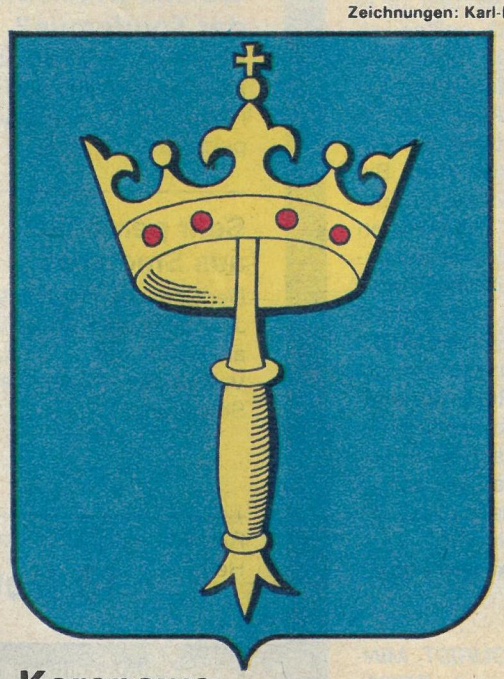


PREISFRAGE

Wie bezeichnet man die markante heraldische Krone, die das Wappen der DDR-Hauptstadt schmückt?
a) Bärenkrone? b) Mauerkrone? c) Zinnenkrone?
Antworten bitte auf Postkarte bis 13. Dezember (Poststempel) an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056.

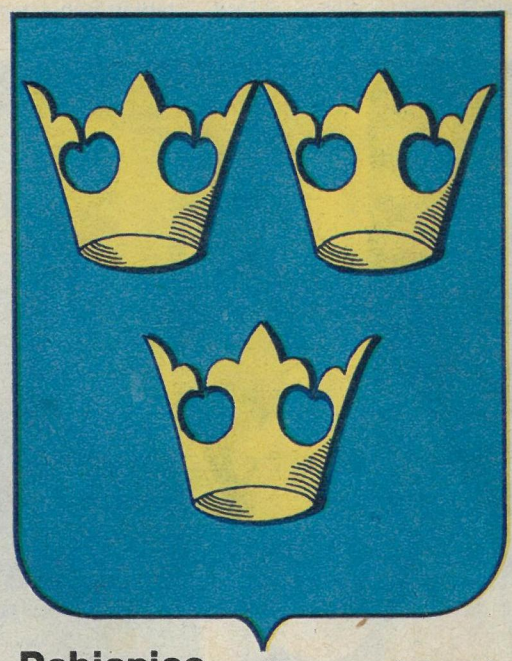
So war es richtig in Heft 20: Zittau führt den zwiegeschwänzten böhmischen Löwen im Stadtwappen. Es gewannen: 100 M – Jan Krauße, Sömmerda; 75 M – Petra Siedersleben, Berlin; 50 M – Rolf Döring, Merseburg; Erwin Laschewski, Stralsund; Werner Lochmann, Halle.

Zeichnungen: Karl-Heinz Döring, Repro: H. Machatscheck



Koronowo (Wappen seit 1699)

Augustów (Wappen seit 1559)



Pabianice (Wappen seit dem 16. Jh.)